

DÜSSELDORFER
DEBATTE

Zeitschrift für Politik · Kunst · Wissenschaft

4/85

April



Ich seh's nicht.

(Karl Marx, MEGA, 1. Abt., 1. Bd., 2. Halbbd., S. 64)



Redaktion:

Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
Karl Anton Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Matthias Beltz, Sepp Bierbichler, Claus Bremer, Peter Brökmeier-Lohfing, Jutta Brückner, Rudolf Burger, Arthus (C) Caspari, Dankwart Danckwerts, Franz Josef Degenhardt, Diether Dehm, Frank Deppe, Fred Eckhard, Klaus Eder, Bernt Engelmann, Wolfgang Florey, Gerd Fuchs, Georg Fülberth, Christian Geissler, Ludwig Harig, Helmut Heißenbüttel, Heinz-Gerd Hofschen, Agnes Hüfner, Sigurd von Ingersleben, Fred Karl, Hans Christian Kirsch (Frederik Hetmann), Hans-Jürgen Krysmanski, Renate Krysmanski, Arnhelm Neusüss, Michael Otte, Karl Pawek, Hermann Peter Piwitt, Hans Platschek, Dagmar Ploetz, André Rebstock, Helmut Ridder, Roman Ritter, Witich Roßmann, Georg Rückriem, Peter Rühmkorf, Erika Runge, Karl Heinz Scherfling, Ronald M. Schernikau, Michael Schneider, Charles Schüddekopf, Peter Schütze, Michael Springer, Norbert Stratmann, Ralf Thenior, Uwe Timm, Hermann Treusch, Rafael de la Vega, Maria Vonderbank, Franziska Wiethold . . .

ISSN 0176-7232

DÜSSELDORFER DEBATE

Herausgeber: Michael Ben, Peter Maiwald
 Redaktion: Michael Ben, Peter Maiwald, Thomas Neumann
 Organisation: Helga Bodenstab
 Karl-Anton-Straße 16, 4000 Düsseldorf 1, 0211/3613360

Erscheinungsweise: monatlich (außer Juli/Aug.)
 Abo-Heftpreis 12,- DM (einzelne 15,- DM) + Versandkosten
 Kündigung mit Dreimonatsfrist zum Ende des jeweiligen Abonnement-Jahres.

Copyright©:
 Verlag: GbR Peter Maiwald, Michael von Bentivegni
 Konto 31046-209 Postgiroamt Hamburg (BLZ 20010020)

Gestaltung: Kurt Weidemann
 Satz: Konkret, Hamburg; Druck: Plitt, Oberhausen;
 Vertrieb: inter-abo, Postfach 1449, 2054 Geesthacht
 Anzeigenpreisliste 1/84

Editorial	2
Michael Ben	
Der Watschenmann	
Noch einmal über den Sturm im Wasserglas und die gegenwärtige Lage — Eine unendliche Geschichte.....	3
Mustafa Önal	
Ich habe zwei Seiten	12
Georg Fülberth	
Tiefgestaffelte Formation	
Zu einigen neueren Selbstdarstellungen von CDU/CSU-Politikern	14
Rob Burns	
Lady Thatchers 2. Krieg	
Nach dem Streik der englischen Bergarbeiter	19
Johannes M. Becker	
Die FKP und ihre Bündnispolitik.....	23
Heinrich W. Ahlemeyer	
Frieden oder unzufrieden?	25
Michael Schneider/Bettine von Arnim	
Die Verbrecher.....	28
HARAKIRI — neueste Selbstmordversuche unter Freunden	33
Michael Otte	
Computer und menschliches Denken	
oder Die historische Objektivität des Subjektiven	34
Urs Jaeggi	
Durchquerungen.....	41
Roman Ritter	
Der riesige Lenin	46
Arne Raeithel	
Mütter, Väter und Wunschmaschinenkinder	47
Peter Maiwald	
Notizbuch 6.....	55
Arnhelm Neusüss/Peter Brökmeier-Lohfing/Rafael de la Vega	
Frägen auf Wunsch von Herrn K.....	56
Thomas Neumann	
Modern Times	
Eine Paraphrase der letzten Rede Tschernenkos	59
Dieter Kramer	
»Sleghafte Hoffnungslosigkeit«	
Thomas Mann und die Versprechungen des 8. Mai 1945	64
Zeitschriftenschau — Hinter dem Rücken der Avantgarde.....	73
Autorenverzeichnis	75

Witzige Torheit, schlaue Dummheit, übergesittete Verderbtheit: eine Wortverbindung gegensätzlicher Bedeutung nennt man ein Oxymoron. Enttäuschte Gewißheit ist keins. Die Benutzung des Fremdworts ebenso wie die Sache selbst war für einige Leser der DEBATTE Grund, sich von ihr zu trennen. Das sind eindeutige Schwierigkeiten, vorausgesehen Unvermeidliches, womit jede Zeitschrift leben muß. Aber sie lebt nicht davon. Sie wächst uns zu langsam, denn sie ist ein teurer Spaß. Für die Leser, die ihn teilen, haben wir diesem Heft einen Prospekt eingelegt und schicken Ihnen gern weitere zu mit der Bitte, für die DEBATTE zu werben. Mehr ist über die Vermutungen, die unsere Finanzlage da und dort auslöste, nicht zu sagen.

Um die DEBATTE, eine wahrhaftig recht kleine Zeitschrift, hat es Turbulenzen gegeben, für die man sich größere Ursachen hätte wünschen mögen. Sie haben uns geschüttelt, auch Autoren, auch Leser. Zu diesen Umständen hat die DEBATTE sich nie geäußert und wird es auch in Zukunft nicht tun. Wir geben keine Wetterberichte. Es ist aber ein Irrtum zu meinen, daß Publicity immer das Geschäft belebt. Die Fehden, die sich an den Namen der Düsseldorfer DEBATTE knüpften, zumal die in der großen Presse, meinten oft etwas ganz anderes. Für Günther Zehm (Welt) bot die Zeitschrift Anlaß mitzuteilen, daß er Marcel Reich-Ranicki nicht mag, Schütte (FR) kam nach, um sich über beide zu mokieren und Fritz J. Radatz (ZEIT) ließ übermitteln, daß er im Unterschied zu allen gemerkt hat, wes Geistes Kind die Redakteure der DEBATTE sind; nicht seines.

Immerhin, wenn das auch der DEBATTE ferner liegt, bestätigt dieses andere Debattieren uns: Man muß nicht alles über einen Kamm scheren, was nicht vom eigenen Stamm ist. Die Bourgeoisie interessiert uns brennend, solange sie existiert. Wir befürchten, sie existiert länger als wir; also intervenieren wir bei unseren Lesern, bei wem sonst?

Ich habe noch keine Anhaltspunkte. Es ist ein Hauptfehler, Vermutungen anzustellen, wenn man keine Anhaltspunkte hat. Dann verdreht man unwillkürlich Tatsachen, um sie den Mutmaßungen anzupassen, anstatt die Mutmaßungen den Tatsachen anzupassen. Sir Arthur Conan Doyle

Michael Ben

Der Watschenmann

Noch einmal über den Sturm im Wasserglas und die gegenwärtige Lage — Eine unendliche Geschichte

Wer die richtige Frau nimmt, der verspielt die Chance der Erfahrung.
Wer 'seinen Beruf' findet, der bleibt nur bei sich selbst. Wer nur auf Klaviaturen spielt, die ihm nach Maß gearbeitet sind, dessen Finger lernen nichts mehr.
Günther Anders

Wozu sind diese linken Pragmatiker gut? — diese hinter dem Sitzriesen Marx verschanzten Apostel mit dem staatstragenden Gehabe? Wozu diese Sitzungsriesen in der *taktischen* Routine akademischer Gremien und mittlerer Gewerkschaftsetagen, aller möglichen Komitees und Konferenzen? Wozu diese von jeder Ebbe als trübselige Markierungen an der höchsten Stelle einstigen Wasserstandes zurückgelassenen vertrockneten Strandgüter? Wozu diese bürokratischen Verwalter einer Ohnmacht, die sich Bilder des in See stechenden Columbus über den Schreibtisch hängen, Bilder von Bebel oder Che Guevara, von Scargill oder Allende, um darunter Pantoffeln zu tragen, mit denen es gerade *Schritt für Schritt* um die Stuhlbeine geht.

Aber läßt sich denn derart einseitig nach einem allseits reduzierten *Tagesgeschäft* des *Polithandwerks* fragen? Würde damit nicht dessen Manier, nur noch wahrzunehmen, was *nützlich* für den engsten Zweck scheint, lediglich Seitenverkehrt nachgeäfft? Hilft gegen die Kleinstkunst der Instrumentalisierer nur die Umkehrung der Vorzeichen, nur die bloße Skizze des leeren Platzes für Monumentalkunst? Gibt es diese *radikalen* Verwaltungsräte nicht nur als synthetische mit einem Reinheitsgehalt, der sie ohne die dünne Luft und das organisatorische Stützkorsett bestimmter Anstalten und Vereine im *real existierenden* Kapitalismus funktionsuntüchtig machte, gewissermaßen nur als Watschenmänner, so daß das tatsächliche Vorkommen dieses Typus im Straßenverkehr durch jede x-beliebige *Differenzierung* widerlegt werden könnte? Nehmen wir ihn als Prototyp.

Ein Watschenmann ist eine Übungsfigur. Er steht gelegentlich in eingezäunten Vergnügungsparks wie ein drehbares Kreuz mit ausgebreiteten Armen. Wer immer rechts auf ihn eindrischt, kann sehen, wie sich der Watschenmann linksrum dreht, vorausgesetzt man duckt sich rechtzeitig einmal pro Umdrehung. Wer starr stehen bleibt, bis ihn der Rundschlag trifft,

kommt schnell unter die Benommenen zu Füßen solch hölzernen Kirmesungetüms zu liegen, und *Schläge auf den Hinterkopf erhöhen die Denkfähigkeit* nicht. Wer dagegen seine linke Gerade trainiert, bringt den Watschenmann rechtsrum ins Rotieren. Auch dann hat man sich vor den kreiselnden Auslegern dieses menschenförmigen Kreuzes zu ducken.

Wo so ein altertümliches Spielzeug in der näheren Umgebung nicht kommt, läßt sich der Umgang für Eintritt statt Lehrgeld in manchen älteren Wildwestfilmen lernen oder die Vorstellungskraft beim Lesen üben, was fatalerweise schon Übung voraussetzt.

Also hereinspaziert! Sie erleben das Remake einer Publikumsbeschimpfung, die Handke vor anderthalb Jahrzehnten für ein anderes Publikum veranstaltet hat. Das ging damals noch mit simplen Verbalinjurien ab und ganz direkt. Bei dem heutigen Modellversuch wird haarscharf vorbeigezielt, damit ausreichende Unähnlichkeiten mit Ihnen Ihnen die Ähnlichkeiten erträglich machen. Also wechseln wir wieder vom Sie zum ER, zum Watschenmann.

Damals, als in München nach Peter Steins Bond-Inszenierung für Vietnam gesammelt wurde, als bald danach im gleichen Kammerspiel Handke sein Publikum beschimpfte, hielt der Watschenmann die Kunst mit und ohne Protestcharakter für *tot* und beschäftigte sich ohne Sinn für die Schönheit des Satzes mit der 11. Feuerbachthese von Marx: Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt drauf an, sie zu verändern. Das Interpretieren hat ER nie gelernt, und so änderte sich mit dem Wind nur die Richtung, in die ER sich dreht. ER ist aus dem Stand gleich Anhänger der Neudialektik geworden, vorbürgerlicher Intellektueller. Das politische Operationsbesteck dieses Pfaffen ist die Gebetsmühle.

ER war lernwillig, aber von seinen Altvorderen darauf geeicht, immer nur die Hälfte eines Gedankens zu lesen, die eine Seite eines Widerspruchs, also keines Widerspruchs. Zum Beispiel las ER damals noch: Das Sein bestimmt das Bewußtsein. Aber ER las nicht mehr: Und das Bewußtsein bestimmt das Sein. Da der Watschenmann einen Standpunkt benötigt, auch nachdem ER auf Linksdrehung umgeschaltet hatte, denkt ER vom Standpunkt der Arbeiterklasse aus, aber nirgends hin. ER denkt nicht die Welt vom Standpunkt der Arbeiterklasse aus, ER denkt diesen Standpunkt selbst, im Zweifelsfall sich selbst in der Astralgestalt einer absoluten Idee als etwas, das *ist* und zu dem sich die Übrigen verhalten.

Es besteht eine beiderseitig verleugnete Verwandtschaft zwischen dem feinsinnigen Kulturpessimisten und ihm, unserem radikal-pragmatischen Prototyp. Beide ängstigen sich vor dem »Aufheben« ihrer unbefriedigenden, aber reichlich möblierten Gesellschaft. Beide setzen sich lieber als *Erben* — wie sie juristisch-beutegierig formulieren —, nicht als Unternehmer, sondern als Übernehmer ins Verhältnis zum Vorgefundenen. Der Watschenmann unterzieht seine verstaubten und verzogenen, nur immer wieder angepaßten und beschnittenen, nie weiterentwickelten Methoden und Instrumente tunlichst keiner Tauglichkeitsprüfung am lebenden Material, nicht mal dem Restaurator. Wie der Hufschmied bewertet ER das Auto am höchsten, dem zwei Pferde vorgespannt sind.

ER hat sich daran gewöhnt, alles Neue abzuwehren, denn es kommt vom Klassenfeind auf ihn zu. Warum also sollte ER etwas ändern? ER erhält sich die Klassen und in ihnen die warme *Eindeutigkeit* seiner Nische aufrecht, indem ER die Feindschaft als Ritual mit jeweils einzelnen Bewegungen gegen einzelne Neuerungen zelebriert. ER ist der beleidigte Schläger, der gewordene Verlierer, an dem immer die anderen schuld sind. ER ist der reformistische Sumpf im Jammertal. ER dreht sich und meint, wie die Sonne nach alter Weise, und kann nicht von der Stelle rücken. Sein angemaßter historischer Schuh ist ihm etliche Nummern zu groß. Um das Ausbleiben seiner *unermüdlich* angekündigten Taten zu verdrängen, will ER immer Neues lesen, aber leicht und winzig soll es sein wie abgehängte Schlager.

ER erkennt seine Feinde nur, wenn sie bellen, oder im agitatorisch verbrauchten Kostüm des Kapitalismus vor Roosevelt am Bauch, am Zylinder und an den Zigarren, die ihm wiedergeboren in Pershings erscheinen. Der Watschenmann sieht nur Watschenmänner, auf der anderen Seite Abs oder Flick. Sein Arbeiter hat immer den Helm auf.

Die Realität seines Realitätsverlustes ist nicht nur, daß ER alles, was außerhalb seiner monotonen Kreisbewegung liegt, für *abgehoben, esoterisch, abstrakt, pessimistisch*, oder schlicht für *theoretisch* und *intellektuell* hält — ausgenommen fachspezifische Abhandlungen über die Schleudertechnik von Watschenmännern bis Waschmaschinen. ER liebt die *einfachen*, von Gegenteilen unverdorbenen Gegenteile, die nette Langeweile des *Minimalkonsens* Valentinscher Prägung: jedem seinen eigenen! ER hat's gern *aktionsorientiert* nach dem Muster seiner Bewegung an sich. ER liebt es *praxisnah, vor Ort*, nämlich alles in seinem Radius, wo ER die Sache im Griff hat. ER weist seine Existenzberechtigung als engagierte Betriebsnudel und Beschäftigungstherapeut nach.

Das reife Alter des herrschenden Systems scheint ihm ein ausreichender Grund, mit *Ableitungen* vom Bratenrock an den Jeans anzuknüpfen. ER stört sich nie an den rissigen alten Schläuchen, aber tut viel Wasser in den strengen alten Wein. ER ist so gleichmäßig schrill *zutiefst empört* im Stehsatz, daß ER die Unzufriedenen neben sich übersieht und längst verstorbene Adressaten zum Kampf auffordert. ER verteidigt seine eigene Leistungsverweigerung mit Bescheidenheit und kokettiert mit der selbstgewissen Dummheit des Spießers, mit Tucholskys kleinen, kleinen Leuten, die ER für *proletarisch* hält. ER schneidet sich seine bürgerlichen Wurzeln ab und schwiebt frei trotz mehrfacher Mitgliedschaften. ER ist wie Kraut und Rüben. Schuster, bleib bei deinem Marschallstab.

ER fragt sich nicht, wer ER ist, woher ER kommt und wohin ER will und wie ER das kann. ER ruht in sich hinter seiner Tarnung als *einfaches Volk*. Wenn ER überhaupt etwas kennen würde, würde ER die Neuen Wilden schätzen oder den Zöllner Rousseau. Den Brechtschen Zöllner, der dem Weisen sein Wissen abverlangt, würde ER für einen linksradikalen Parvenu halten, wenn ER nicht Fremdworte außerhalb seines Getto-Kauderwelschs für Kränkungen des *gesunden Menschenverstandes* hielte. »Tausendundeinundachtzig« ist ihm zuviel. Ihm genügen einfache Verdopplungen, *konkrete Beispiele, offene Fragen, scharfe Proteste* und dergleichen.

Mir san mir, do gibts kaane Würschte! Peter braucht Paul, um sich zu erkennen, auch, nachdem sich die beiden in Klassen gespalten haben. Aber ER ist kein vaterlandsloser Geselle mehr. ER geht weder außer Landes noch verläßt dieser Höhlenmensch den Dunstkreis seines Traditionswimpels in der Tischmitte. Sein Begriff von Kultur, die es nur in Auseinandersetzung mit anderen gäbe, ist so billig wie weit ins Nichts reichend, ist ein dekorativ versteinertes Surrogat ohne Bezug auf das, was ER angeblich bekämpft, eine Kultur namens Kapitalismus. Die will ER gar nicht begreifen, weil ER sie längst für gestorben und seziert hält. Daher nimmt man seine Einsprüche, vorbei an dem, was sich so offensichtlich munter bewegt, nicht sonderlich ernst. Der Watschenmann ist ein buddhistischer Materialist. Alles, was ist, hat lästige Folgen. Der irdische Unverstand um ihn herum verzögert den Weg ins Nirwana.

ER mißt seine Feinde, ohne sein Maß zu messen. Der Mensch als das Maß aller Dinge ist ihm entschieden zu weit gefaßt. Immer auf der Suche nach festem Halt benutzt ER einen anachronistischen *Nenner* für die Gegenwart, worunter ER unerhebliche Modifikationen versteht. Sein Geschichtslexikon taugt ihm, um Diskussionen abzuschließen, um Produktion zu verhindern. Aber wie zeitgenössische Kunst weist sich Politik durch Neuheit aus, zumal wo die Macht fehlt, das Alte mit Gewalt zu behaupten. Über das erschreckend Unvertraute jeder Gegenwart hilft ihm seine systemkritische Phrase hinweg wie die staatserhaltende. Ohnehin haben beide denselben konservierenden Effekt.

Da ER weder historische noch geographische Unterschiede zuläßt, sichert sein schweifender Blick über die Scheibe eine Rumpelkammer irgendwann irgendwo getroffener Maßnahmen, die ihm als endgültige Beurteilungen der Realität genügen, wie, so denkt ER, die *Beschlußlage* dem *Kollegen*. Erkenntnisse, die denen des Watschenmannes in der Form einiger Details ähneln und mal *Erfolg* hatten, versucht ER durch Verabsolutierung und einfache Reproduktion als Devotionalien zu vertreiben. Diesem sinnlosen *Handeln* liegt, wie jedem Glauben, nur das sattsam Bekannte zugrunde, das Vergangene und nicht begriffene. Das noch-nicht-Wirkliche ist ihm *unrealistisch*. ER interessiert sich nicht für Möglichkeiten, nur für *Gesetzmäßigkeiten*, und das nur als Legalist, dafür, ob denn sein kann, was nicht sein darf.

Von der gegenwärtigen Zukunft jeder Forschung bis zu Aristoteles oder dem spätbürgerlichen Erbe — nicht ganz sein Terminus — dient ihm alles nur dazu, pro-fetisch über den Leisten musealer *Barrikaden* geschlagen zu werden, seines *bist-Du-für-mich-oder-gegen-mich*, womit immer sein jeweiliger Tagesbefehl gemeint ist.

Zurückgelegte Wege voraussagend, kommt ER sich prometheisch vor. Die disziplinierten Gefährten hinter sich nimmt ER nicht war. Den undiszipliniert über das Bevorstehende Nachdenkenden vor sich tritt ER in die Hacken. In die Waden beißt ER jedem, der den Gral gefunden hat und weitergeht.

Wenn der Watschenmann sich von Odysseus das Auge ausstechen läßt und ihm dann glaubt, er heiße Nemo, Niemand, und gegen diesen Niemand zu Hilfe ruft, kommt keiner. *Zweideutigkeiten* und *Anspielungen* sind ihm *ohne Wenn und Aber* verhaßt, wie alle Rösser, deren Reiter ihm nicht ge-

nannt werden. ER ist der *Dingfestmacher*, der Terminator in der Szene unserer Sozialdemokratien, die Debatten nur unter Feinden kennt, in der schon bei etwas zu lauten Grüßen die Hüte ins Gesicht gezogen und die Krägen hochgeschlagen werden. ER ist die weinerlich schweigende, enervierte Mehrheit irgendeiner schutzbedürftigen Minderheit, ein Sympathieträger in wenig besiedelten Gebieten.

Wer vom Streik der englischen Bergarbeiter nur bei Kleidersammlungen träumen kann, wird Mühe haben, sich die Gründe und Bedingungen ihrer Niederlage zu überlegen, zumindest Mühe, zu sagen, was unter Watschenmännern keiner hören will, solange eine Wiederannäherung an die Realität, die Kritik, nicht auch die gewohnten Rezepturen mitliefert. Der Watschenmann schluckt manisch aufputschende Betäubungsvokabeln: *handlungsorientierte Perspektiven, offene Worte, die Mut machen* gegen *Unternehmer-Willkür, Rotstift-Terror* etc. Nachdenklichkeit erscheint ihm als *Melancholie*, die ER in neoromantischer Lyrik an den *giftigen Wassern der Resignation* ansiedelt, gegen die ER seinen unerschütterlichen *Optimismus* mit dem Slogan der Einsamen, *Breite statt Spitze*, verbarrikadiert. ER ist ein Kneipenzyniker, der offiziell schwülstig dröhnt. Der Watschenmann interessiert sich für das Leichte, für den Unsinn, nicht für den Sinn des herrschenden Systems.

Das *Endziel* des Watschenmanns ist der nächste Veranstaltungstermin, und so bestreitet ER den Kritikern des Termins das Zukunftsinteresse. Fehlerdiskussion gilt ihm als *eierköpfiger* Masochismus, denn nur in der *Aktion*, bzw. *action* wird gelernt, im Drehen. Scheint ihm die *Linie* gegeben, ist ihm der *Rest Organisation*. Die Linie des Watschenmanns muß ihre Qualität in keiner Kurve erweisen. Seine Linie ist der Punkt, sein Stand- und Drehpunkt, von dem aus die Wirklichkeit sich als eine Illusion ausnimmt, die auf Alkoholmangel beruht.

Vertikal und horizontal hat sich der Watschenmann nicht mehr sonderlich *überfordert*, seit ER sich in den Zeiten der Handkeschen Publikumsbeschimpfung den linksintellektuellen Stich zugezogen hat. Heute dient ihm *Weltanschauung* nicht mehr zur Anschauung der Welt, die überwiegend außerhalb des sinnlich Wahrnehmbaren liegt, aber auch innerhalb auf seinen stumpfen Sinnen keine Reflexe hinterläßt — außer denen der *Abweichung* im Notizbuch des Spitzels. Besteht sein geographischer Aktionsradius in der Ausdehnung einer durchgesessenen Schaumgummiauflage, so reicht sein stark vernebelter historischer Weitblick gerade bis zum jeweiligen Agitationsthema: *Wende, Hausbesetzung, Frauenhaus, Giftmülldeponie, 38,5-Stunden-Woche, Stahlkrise, Sozialabbau, Raketenstationierung*. In die je einzelnen Konjunkturen seiner Themen verirrt sich gelegentlich sogar die *allseitig entwickelte Persönlichkeit*, die Tagesform eines Gespenstes, wenn Kunstgewerbe das Schrumpfen der *breitesten Bündnisse* gefühlig aufhalten soll. Als Maler war der Affe Congo besser als die Angeimalten.

Müssen keine Massen zum gruppendifnamischen Abbrennen von Feuerzeugen versammelt werden, so besinnt sich der vaterländische Watschenmann anlässlich runder Jahrestage auf Goethe und Bach zur *humanistisch-demokratischen* Traditionspflege. Bei Münzer verdrängt ER den Luther

und bei Luther vergißt ER Münzer. Als letzten Schrei hört ER *Rock-gegen-rechts* und fürs 21. Jahrhundert wünscht ER sich einen linken Karajan und Schellackplatten auf CD umgefummelt. Wo sich Eisler mehr vor der »volksnahen«, als vor der »volksfernen Dekadenz« gegraust hat, graust ER sich vor jeder ihm fernliegenden Dekadenz. An seiner Wand hingen erst die 20er-Jahre-Plakate, dann chilenisches Buntes neben Adolf Menzel. Demnächst wird es eine Fototapete des *sauren deutschen Waldes* sein oder *Oskar Lafontaine* in der Badehose am schwarzen Meer, wie Ebert einst im Wannsee. Der *Rest der Welt* schrumpft auf ein Symbol im Wechselrahmen. Vom jeweils letzten Nicaragua, dem Feiertags- und Kampagneninternationalismus erschöpft, tanzt der Gute nach Moussaka und Demestika zu Theodorakis' Mauthausenplatte. *Spaß* muß sein. Alles ist ihm *politisch* und Politik ist ihm zur Käseglocke für alles geworden.

Da ER nichts bewegt, kann ER in seiner Metropole auch keine Bewegung wahrnehmen und hofft auf die *Ränder*. Restlos umstellt von den Anforderungen der *Abwehrkämpfe*, notiert sich der Watschenmann atemlos ver einzelte Termine für *Beziehungskisten* und hobbymäßiges *Töpfen* auf den äußersten Kalenderrändern. Solange seine Kinder damit nicht in der Schule *verdorben* werden, benutzt er keine Computer fürs Polit-Management.

So, wie es dem Schuhfetischisten geht, der mit einer ganzen Frau vorlieb nehmen soll, geht es dem Watschenmann mit der *Basis*. Seine Angebetete ist ein passendes Teilchen, das in wechselnden Etikettierungen zu demon strieren hat, z.B. eine vom DGB verordnete Viertelstunde, damit die 60-Minuten-Solidaritätsstreiks in Italien und Belgien nicht allzu peinlich auf fallen. Die ferne Basis in ihrer leiblichen Gänze müßte ihn deprimieren, und so versucht ER, seinen Schuh, den Stiefel, aus dem er sein Bier trinkt, sein linkes Basiseckchen, sein Labsal ebenso vor *imperialistischer Massenkultur* wie vor *unzumutbaren* Anstrengungen des Kopfes zu schützen.

Der Watschenmann ersetzt die Originale der *Klassiker* aller Art mit ver simpelten Kurzgeschichte-Geschichten, Sprachregelungen und geht ins Kino nur, um zu kontrollieren, ob der Film einen *mobilisierenden* Effekt für die nächste *Großveranstaltung* verspricht, aber auch nur dann, wenn ein anderer Kontrolleur, den es zu überprüfen gilt, den Film vorher empfohlen hat. Das Kontrollieren funktioniert nach dem Duftmarkenprinzip. Zu identifizieren ist gemeinsamer *Stallgeruch*, und so ist das *Wir* der Watschenmänner ein Pluralis majestatis des Unterindividuellen wie für den Hund derselbe Baum, dieselbe Ecke.

In der zweiten Hälfte der 70er-Jahre hat der Watschenmann sein Gesinnungsfutter auf die Tendenz- und *Sekundärhäppchen* der Ableitungsspezialisten umgestellt. Da jede Sau schon mal durchs Dorf gelaufen ist, ist zu ihrer hinreichenden Definition als Sau eine Rationalisierungsmaßnahme wie die Einführung der Rasterfahndung beim empirischen Vergleichen ange messen. Wie die einen ihren Bebel nur noch als Bild aus Helmut Schmidts Büro kennen, so die anderen ihre zwei Meter Lenin als Broschüre über die *Fäulnis* des Kapitalismus. Wie der Schuhfetischist reduziert, so verabsolutiert der Watschenmann regelmäßig durch Beseitigung der *Nebensätze*, die der Widersprüchlichkeit einer Sache mit sich selbst Rechnung tragen.

Stilistisch folgt daraus ein Arbeitgeber, eine Drohne, die ihre Arbeitnehmer ausbeutet, sie wie eine Zitrone ausquetscht und sie dann zum alten

Eisen wirft. Und wenn Lothar Späth in diesem Schrotthaufen das 'informierte Individuum' sucht, dann wird der Watschenmann das *nicht länger hinnehmen*. Wenn ihn sein Auge ärgert, reißt er es aus und wirft es von sich.

Der Watschenmann spricht seine Maschinensätze — synchron mit dem Hauptkampfmittel Presseerklärung in die Redaktionspapierkörbe verweht — am liebsten an Tagen der offenen Tür, am Tag der Frau, des Kriegsendes, sogar mehrmals im Jahr der Jugend, der Gesundheit oder der Bildung. Jeder Veranstaltungs- oder Sitzungskollege interessiert sich für die Rede und die eingeplanten *Händerührer* ebenso wie der Redner, denn er kennt die Botschaft, die tiefe Überzeugung, daß auch der Hörer zutiefst davon überzeugt ist, daß der Veranstalter die nächste Veranstaltung veranstalten wird in verantwortungsvoller *Bandbreite* aller Anwesenden gegen keinen Abwesenden, wobei es gilt, den *Schulterschluß* in einer Weise *deutlich zu machen*, die den beliebten Ententanz nicht in die suspekte Schunkelei des Mainzer Karnevals verkommen läßt. Der Watschenmann weiß, wo ER hingehört.

Wo Schlüssel gebraucht werden, Schlüsselworte, Worte mit einer Ge schichte unterschiedlicher Bedeutungen, da steht der Watschenmann wie der Ochse vor den Mühen der Gebirge und merkt es nicht. Der Pflock, um den ER grast, ist sein Kompaß und die Leine seine Welt. Seine Zeit ist die Dauer des Wiederkäuens, wobei zivilisatorische Errungenschaften wie Es sig und Öl nur stören. ER will alles, was längst da ist, und das sofort ohne die Anstrengung der Veredelung. Wenn der Kreis um den Watschenmann kahlgefressen ist, ist regelmäßig die Gesellschaft seiner Feinde dafür ver antwortlich. Auch knackt es immer in seinem Telefon. ER ist wirklich an jeder Gesellschaft unschuldig und gewiß ein ehrenwerter Mann, bzw. in Eh ren eine Frau, wie hinzuzufügen ER/SIE seit einiger Zeit nicht mehr ver gißt. Das sind so die kleinen, häufig wechselnden Verkehrsformverände rungen, mit denen der Watschenmann sich salonfähig hält — nicht ohne sich vertraulich von seiner Anbiederei zu distanzieren. Dafür hat er die *Ne benwidersprüche* erfunden, die unter *ferner ließen* alles eins sind, Jacke wie Hose.

Seine Zeiten sind dem Pipapoisten, eine Art existentialistische Nach geburt, auch immer Über- oder Untergangzeiten — der anderen —, nicht weil die Zeiten so sind, sondern weil ER so schimmelt oder rostet, je nach Modell. Festgemauert in der Erden kann ER sich nur quietschend drehen. Wenn ER sich als Engel auf der Nadelspitze vorstellt, warnt ER händerin gend vor dem Abflug, dem *Abheben*. Vor sich leerenden Hinterzimmern verkündet so ein jovialer Provinztrainer seine *Erstmal-Metaphysik*: doch nicht ausgerechnet heute, nicht gerade jetzt und ja nicht hier. *Die Lage war noch nie so ernst*. Bloß *keine schlafenden Hunde wecken*. Wenn der Be schriebene in seiner Beschreibung nichts Lebendes wiedererkennt, hat ER recht. Wenn der Lebende nichts Watschenmännliches an sich findet, wäre zu suchen (keine Fußwege auf der Seekarte!).

Nach der Sperrstunde veranstalten die Watschenmänner auch *Selbstkritiken*, ohne freilich ihre Objekte, ihre Subjekte nämlich, anzutasten. Man macht das zur Erzeugung der für die *reibungsarme* Handwerkelei erforderlichen Demutshaltung. Der *subjektive Faktor*, das sind die anderen. Da nie-

mand, indem er sich erkennt, ganz auf der Stelle stehen bleibt, auf der ER sich dreht, schlägt der Watschenmann seine Kreise gegen jede *spalterische, nach innen gerichtete, kontemplative* Betrachtungsweise. ER bezeichnet jene, denen ER den *Müllhaufen der Geschichte* reserviert hat, mit zwei in entgegengesetzte Richtungen deutenden Armen weit von sich weg weisend.

Sie haben es bemerkt, verehrtes Publikum, der Beschreibung fehlt Dramatik und Steigerung, Ihnen Katharsis und Erleichterung. ER gibt sie nicht her, ER hat keinen Kern. Daran krankt jedes aus der Sentimentalität der Wut geschriebene Stück über ihn. Zum Ersatz liefert ER Brüche jeder Art, logische und gebrochene Rückgrate. Seine Einzelteile ziehen sich *gradlinig* hin, wie das vertrocknete Strandgut vor der nächsten Flut. Ganze Vereine setzen ihn immer von Neuem zusammen. Danach wird denen, die sich nur ein paar Schritte zurückziehen statt in See zu stechen, der gleiche Mist wieder vor die Füße gespült. Wenn die Strünke, leeren Flaschen und gesplitteten Dachlatten Ihre Phantasie anregen, pflegen Sie sich mit der Forderung nach *ordentlichen* Erklärungen zu *disziplinieren*. Aus welchen einstmals intakten Funktionszusammenhängen das Angeschwemmte stammt und wodurch es zerstört wurde, wollen Sie wissen. Warum wird so einer Watschenmann? Das ist immerhin mehr, als in seinem Katechismus an sperrangelweit offenen Antworten steht, natürlich nur über die andere Seite. Wenn es ihn *hier und heute* überhaupt gäbe — dann wäre er überflüssig. *Man müßte mal* diese Übungsfigur ihres Standpunktes wegen untersuchen, wie das Trinkgefäß mit dem Loch, die Suppenschüssel mit dem Sprung, den Film mit dem Riß. Eignet sich der Watschenmann zum Himmelsstürmer? Nichts Konstruktives ohne Destruktion.

Also, Herr Kästner, kommt jetzt das *Positive* und keine Ableitung und keine Entschuldigung vor dem demokratischen Grundkonsens des Zitierkartells. Ein Griff in die Tiefen der Pandora — denn wie Voltaire, Wieland, Goethe und Hacks gegen den »sauertöpfischen« Hesiod, gegen das Welt- und Frauenbild seiner *Erben* behaupten, werden nicht alle Übel aus Pandoras Büchse, dem schwangeren Bauch geboren, sondern alle Gaben —: ein Entscheidung provozierender Hinweis auf die »mutmaßliche Rettbarkeit« der Erde vor den Watschenmännern.

Lenin (Noch einmal über die Gewerkschaften, die gegenwärtige Lage und die Fehler Trotzkis und Bucharins): »'Da kommen zwei Menschen und fragen einander, was das Trinkglas ist, das auf dem Rednerpult steht. Der eine sagt: 'Das ist ein Glaszyylinder, und jeden soll der Bannfluch treffen, der sagt, daß dem nicht so ist!' Der zweite sagt: 'Das Glas, das ist ein Trinkgefäß, und jeden soll der Bannfluch treffen, der sagt, daß dem nicht so ist.'«

Durch dieses Beispiel wollte mir Bucharin, wie der Leser sieht, in populärer Weise erklären, wie schädlich Einseitigkeit ist. Ich nehme diese Erläuterung dankbar entgegen, und um meine Dankbarkeit durch die Tat zu beweisen, antworte ich mit einer populären Erklärung dessen, was Eklektizismus zum Unterschied von Dialektik ist.

Ein Glas ist unstreitig sowohl ein Glaszyylinder als auch ein Trinkgefäß. Das Glas besitzt aber nicht nur diese zwei Merkmale oder Eigenschaften oder Seiten, sondern eine unendliche Zahl anderer Merkmale, Eigenschaf-

ten, Seiten, Wechselbeziehungen und 'Vermittelungen' mit der gesamten übrigen Welt. Ein Glas ist ein schwerer Gegenstand, der ein Wurfinstrument sein kann. Ein Glas kann als Briefbeschwerer, als Behälter für einen gefangenen Schmetterling dienen, ein Glas kann von Wert sein als Gegenstand mit künstlerischer Gravierung oder Zeichnung, ganz unabhängig davon, ob es sich zum Trinken eignet, ob es aus Glas gefertigt, ob seine Form zylindrisch oder nicht ganz zylindrisch ist, und so weiter und dergleichen mehr.

Weiter. Brauche ich jetzt ein Glas als Trinkgefäß, so ist es für mich absolut unwichtig zu wissen, ob seine Form ganz zylindrisch und ob es wirklich aus Glas gefertigt ist, dagegen ist es wichtig, daß der Boden keinen Sprung aufweist, daß man sich nicht die Lippen verletzt, wenn man dieses Glas benutzt, usw. Brauche ich dagegen ein Glas nicht zum Trinken, sondern zu einer Verwendung, für die jeder Glaszyylinder taugt, so genügt mir auch ein Glas mit einem Sprung im Boden oder sogar ganz ohne Boden usw.

Die formale Logik, auf die man sich in den Schulen beschränkt (und in den unteren Schulklassen — mit gewissen Korrekturen — beschränken muß), nimmt die formalen Definitionen, wobei sie sich von dem leiten läßt, was am üblichsten ist oder was am häufigsten in die Augen springt, und beschränkt sich darauf. Nimmt man dabei zwei oder mehrere verschiedene Definitionen und vereinigt diese ganz zufällig (sowohl Glaszyylinder wie auch Trinkgefäß), so erhalten wir eine eklektische Definition, die auf verschiedene Seiten des Gegenstandes hinweist und sonst nichts.

Die dialektische Logik verlangt, daß wir weitergehen. Um einen Gegenstand wirklich zu kennen, muß man alle seine Seiten, alle Zusammenhänge und 'Vermittelungen' erfassen und erforschen. Wir werden das niemals vollständig erreichen, die Forderung der Allseitigkeit wird uns aber vor Fehlern und vor Erstarrung bewahren. Das zum ersten. Zweitens verlangt die dialektische Logik, daß man den Gegenstand in seiner Entwicklung, in seiner 'Selbstbewegung' (wie Hegel manchmal sagt), in seiner Veränderung betrachte. In bezug auf das Glas ist das nicht ohne weiteres klar, aber auch ein Glas bleibt nicht unverändert, besonders aber ändert sich die Bestimmung des Glases, seine Verwendung, sein *Zusammenhang* mit der Umwelt. Drittens muß in die vollständige 'Definition' eines Gegenstandes die ganze menschliche Praxis sowohl als Kriterium der Wahrheit wie auch als praktische Determinante des Zusammenhangs eines Gegenstandes mit dem, was der Mensch braucht, eingehen. Viertens lehrt die dialektische Logik, daß es 'eine abstrakte Wahrheit nicht gibt, daß die Wahrheit immer konkret ist', wie der verstorbene Plechanow — mit Hegel — zu sagen pflegte.«

Ich rede zuviel, jedenfalls mehr, als mir die Klugheit und das Halsübel, woran ich jetzt leide, erlauben möchten.
Heinrich Heine

Mustafa Önal

Ich habe zwei Seiten

Ich habe zwei Söhne
Der eine heißt Hans
Der andere Hasan

Ich habe zwei Augen
Das eine sieht
Das andere ist blind

Ich spreche zwei Sprachen
In beiden stottere ich

Ich habe zwei Frauen
Beide schmollen mir

Ich habe zwei Vaterländer
Das eine ist heiß
Das andere kalt
In dem einen verbrennt
In dem anderen erfriert man

Ich habe zwei Töchter
Die eine ist Jungfrau
Die andere hat
Ihre Unschuld verloren.
Die eine liebt den Wein
Die andere den Scherbet*

Ich habe zwei Wohnungen
Die eine ist modern
Die andere eine Höhle

Ich habe zwei Fabriken
Beide lieben den Roboter

Ich habe zwei Fahrzeuge
Einen Ford
Einen Karren

Ich habe zwei Erden
Die eine ist rund
Die andere ist flach
Die eine dreht sich
Die andere steht still

Ich habe zwei Flüsse
Der eine heißt Rhein
Der andere Euphrat

Der eine zerfrißt mein Meer
Der andere küßt es

Ich habe zwei Mütter
Eine ist meine eigene
Die andere meine Stiefmutter

Ich habe zwei Felder
Beide sind karg
Das Korn des einen säe ich
Ich kann es nicht ernten
Das Korn des anderen schneide ich
Ich kann es nicht dreschen

Ich habe zwei Sultane
Beide tragen Krawatten
Sie lassen sich keinen Bart wachsen

Ich habe zwei Brüder
Der eine heißt Kunst
Der andere Künstler

Ich habe zehn Finger
Keiner davon liebt den Abzug

*Scherbet: alkoholfreies Getränk zu religiösen Anlässen

Georg Fülberth

Tiefgestaffelte Formation

Zu einigen neueren Selbstdarstellungen
von CDU/CSU-Politikern

I. Franz Josef Strauß kann, versteht man Liberalismus nicht als demokratisches Gütesiegel, sondern als Ideologie und politische Technik, welche einer bestimmten Form bürgerlicher Herrschaft entspricht, als ein großer Liberaler gelten, als Förderer des parteipolitischen, durch die FDP dargestellten Liberalismus ebenso wie als Verfechter der Liberalisierung seiner eigenen Partei, der CSU. In einem vom Chefredakteur des »Bayernkurier«, Scharnagl, verfaßten, vom bayerischen Ministerpräsidenten aber mit einem Vorwort versehenen und insofern autorisierten biographischen Bildband¹ wird erwähnt, wie 1949 der Landesgeschäftsführer der CSU und Bundestagsabgeordnete Strauß in der Rhöndorfer Konferenz — teilweise gegen die Stimmung in der Christlich Sozialen Union selbst — den Ausschlag gegen die Große Koalition und für eine kleine mit der FDP gegeben hat. 1980 rettete seine Kanzler-Kandidatur wahrscheinlich die Bundestags-Existenz der liberalen Partei, welche kurz vorher gerade aus dem Landtag von Nordrhein-Westfalen ausgeschieden war. Drei Jahre später rief Arnulf Baring alle Anhänger der »Wende«, welche zugleich Strauß bremsen wollten, zur Wahl der FDP auf.

Dies mag taktische Mechanik gewesen sein und deshalb nur indirekte und teilweise unfreiwillige Wirkung. Anders steht es mit Strauß' Reformarbeit in der CSU. Scharnagls Werk weist auf frühe und enge Verbindung mit Josef Müller hin, der die Nachfolgeorganisationen der alten Bayerischen Volkspartei auf überkonfessionelle Basis stellen und für gesamtdeutsche Ziele interessieren wollte.² Das scheiterte an Hundhammer, Schlögl und Schäffer, mit deren Wadenstrümpfelei Strauß durch jene sozialliberalen Publizisten immer noch identifiziert wird, die sonst nur Onkel Alois, Fibag und die »SPIEGEL«-Affäre gegen ihn vorbringen können, also dasselbe wie Garski, Neue Heimat und nichts Schofleres als den Extremistenbeschuß. Früher als die CDU, nämlich schon 1947, hat sich die CSU zur Freien und Sozialen Marktwirtschaft bekannt, 1948 allerdings gewannen noch einmal die Hundhammers. Da hatte die Partei jedoch bereits ihren »Wirtschaftsbeirat der Union e.V.«, etwa eineinhalb Jahrzehnte bevor sich die andere Union ein ähnliches Gremium zulegte. Sehr eng war und ist die Zu-

sammenarbeit mit dem »Verein der bayerischen Metallindustrie e.V.«, die Verbindung lief zunächst vor allem über den Wirtschaftsminister und späteren Ministerpräsidenten Hanns Seidel, der endlich 1955 die ultramontanen bäuerlichen Partikularisten ausschalten konnte. Von da an wurde Bayern auch wieder für Strauß interessant. Jetzt trat das Land in eine Phase schneller, nachholender Hochindustrialisierung unter Führung der Metallindustrie ein. 1954 haben der CSU-Wirtschaftsminister und der Metallindustriellenverein gemeinsam einen großen Streik bekämpft und bei der Gelegenheit auch den SPD-Innenminister Högner vorgeführt. Wenn Strauß Ende der siebziger Jahre mit den Gewerkschaften auf Bundesebene aneinandergeriet, so war er da keineswegs altmodisch: nicht zurück in die Manchester-Zeit wollte er führen, sondern vorwärts in die Epoche der flexiblen Arrangements zwischen individuellen Terminal-Heimarbeitern und Arbeitgebern, wozu man kollektive Tarifverträge nicht mehr brauche.

II. Ist die Behauptung, Strauß sei ein ländlicher Berserker, irreführend, so jene andere, Kohl sei dumm, gleichgültig. Man kann auch denken lassen. Nicht nur durch Geißler und Biedenkopf, sondern vor allem durch die Riege darunter, etwa Warnfried Dettling. Erst dann kommen die Computer. So entstand nachgerade eine »Ludwigshafener Schule«, welche 1975 in der »Mannheimer Erklärung« des CDU-Parteitags die »Neue Soziale Frage« proklamierte. Auch Richard von Weizsäcker gehört in vielfältiger Weise dazu: als er bei Böhrringer in Ingelheim war, kam er zu Kohl vom Chemieverband. Der organisatorische Vorsprung, den sich die CSU seit 1955 in der Umbildung zur Apparat-Masse-Partei (Mintzel) geschaffen hatte, wurde seit 1973 allmählich aufgeholt, als Kohl nämlich Vorsitzender und Biedenkopf Generalsekretär war. Jetzt erst erhielt die Gesamtpartei ein Grundsatzzprogramm. Der zuständigen Kommission durfte Richard von Weizsäcker voranreiten.

Ein solcher Unterbau ist solide, er trägt Kohl spielend. Auf dieser Basis ist sogar allerlei Pfälzer Ulk möglich, zum Beispiel mit Ernst Bloch. Dieser hat mit Kohl gemeinsam, daß er aus Ludwigshafen stammt. 1961 verließ er die DDR. Für Klaus Hofmann, Bonner Korrespondent der »Rheinpfalz« und Verfasser einer offiziösen Kohl-Biografie,³ reicht beides völlig aus, um alles, was der Philosoph schrieb, zu marginalisieren und ihn von fern die Ludwigshafener Schule umkreisen zu lassen. Er erwähnt, Kohl habe sich dafür eingesetzt, daß Bloch Ehrenbürger von Ludwigshafen wurde. Der Kanzler besitze die Fähigkeit, »auch in scheinbar aussichtsloser Lage nicht aufzugeben und der Kleingläubigkeit das 'Prinzip Hoffnung' entgegenzusetzen, das der marxistische Philosoph Ernst Bloch seiner Heimatstadt als dialektische Existenzformel gewidmet hat. 'Orte wie Ludwigshafen', schrieb Bloch 1928, 'sind die ersten Seestädte auf dem Land, fluktuirend, aufgelockert, am Meer einer unstativen Zukunft.' Das Alte zu plündern und zu Neuem zu montieren gelinge an solchen Standorten am besten. Ludwigshafen sei ein Knoten, den Arbeiter und Unternehmer flechten: 'Klar, gleichzeitig, sachlich zwischen sich und Künftigem.' Dieses Solidaritätsfundament konnte auch von Helmut Kohl akzeptiert werden, ohne daß er sich auf die sozialistischen Definitionen des Autors hätte berufen wollen.«

Blochs Bemerkungen zu Ludwigshafen sind der Zierat des Bändchens. Aus dem Text von 1928 bemüht Hofmann auch die folgende Stelle: »Ludwigshafen dagegen blieb der Fabrikschmutz, den man gezwungen hatte, Stadt zu werden: zufällig und hilflos, vom Bahndamm im Kreis entzweigeschnitten, ein Zwickau ohne Hemmungen, nach dem falschen Morgenrot von Biedermeier, das in seine Gründungszeit fiel, ein äußerst nasser Tag.«

III. Widmete sich die Ludwigshafener Schule mehr der Sozialpolitik und der parteipolitischen Organisationsreform, so ist das Verhältnis Technik-Gesellschaft-Arbeit die Domäne der Baden-Württemberger. Als Kurt Georg Kiesinger 1959 die Gründung einer Universität in Konstanz vorschlug, schien das eher eine Schwips-Idee. Das Land hatte ohnehin damals schon die meisten Hochschulen. Heute ist es neben Bayern eine der ökonomisch stabilsten Regionen. Der SPIEGEL berichtet von einem wirtschaftlichen Nord-Süd-Gefälle, auf jeden Fall gibt es eine Wanderungsbewegung in dieser Richtung. Erleichternd wirkt, daß dort die alten Branchen, die jetzt in der Agonie sind — Montanindustrie, Schiffsbau — fehlen. Der vom Ministerpräsidenten Späth in Auftrag gegebene »Bericht der Kommission 'Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen'«⁴ hat als Mitarbeiter nicht nur Wissenschaftler landeseigener Universitäten. Sein Radius geht bis Bremen, sein Geltungsanspruch ist nicht regional, sondern national. Vorangestellt wird ein Motto von Spinoza: »Non ridere, non lugere neque detestari, sed intellegere« — »Nichts belächeln, nichts beweinen, auch nichts verwünschen, sondern erkennen«. Eine weitere Devise nahm die Kommission von Alexander Rüstow: »Je härter die Wahrheit, desto gefährlicher sie zu verschweigen«. Strategischer Leitsektor ist die Informationstechnik, von den 1990er Jahren an muß mit breiterer Wirkung der neuen Biotechnologien gerechnet werden. Von den Rationalisierungen werden Handel, Banken und Versicherungen ebenfalls betroffen. Gute Perspektiven haben Montage- und Wartungsberufe. Im politischen System wird ein Ausbau plebisizitärer Elemente befürwortet. »Neben der sozialen Basis stellt die Kapazität des Systems der Parteienregierung, 'Informationen' verarbeiten zu können, eine weitere wichtige Bedingung für ihre Dauerhaftigkeit dar.« Die Chancen, umgekehrt eine Information bei Adressaten landen zu können, sind angesichts verstopfter Kanäle sozial hierarchisiert: »Je überlasteter das Kommunikationssystem einer Gesellschaft, desto wichtiger wird es für die Menschen in dieser Gesellschaft, einen hohen Status zu erwerben, sei es als besonders hochgestellte oder hochgeachtete Einzelpersonen oder als Mitglied besonders hochgeachteter oder gefürchteter Gruppen.«

Innovationshemmnisse liegen nach Auffassung der Kommission in der zu großen staatlichen Regelungsdichte, in überholten arbeitsrechtlichen Bestimmungen, Starrheit gewerkschaftlicher Besitzstandswahrung, Unbeweglichkeit der großen Unternehmen. Deshalb muß verlangt werden: Auflösung blockierender arbeitsrechtlicher Bestimmungen, Förderung von Neugründungen, welche bringen können, was die Großen nicht mehr schaffen. Die Unterstützung geschieht nicht durch Subventionen, sondern — budgetschonend — durch Abbau investitions-innovationshemmender Regulierungen.

Vor der politökonomischen Wahrheit, daß Rationalisierungen mehr Arbeitsplätze beseitigen als schaffen, kann vorerst noch auf den Weltmarkt ausgewichen werden: »Wir haben mehr Arbeitsplätze verloren, weil Technologietransfer verschlafen worden ist, als der Einsatz neuer Technologien verursacht hat.« Die Schattenwirtschaft enthält das Übel der Schwarzarbeit, aber auch die Chance von Selbstverwirklichung, der Ergänzung bestehender sozialstaatlicher Institutionen durch Selbst- und Fremdhilfe. Dieser neue Bereich unterhalb von Staat und Markt signalisiert Notwehr, denn heute »begünstigen sowohl staatliches als auch marktliches Regelungssystem — jedes auf seine Weise — die Entfremdung des Menschen, wenn sie nicht durch Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung ergänzt werden«. Der Wettbewerb zwischen Schatten- und offizieller Wirtschaft kann durch Senkung der Abgabenlast erreicht werden, die Anstöße der neuen Kleinen »sind auch in anderen Marktsegmenten als Produktinnovationen von Nutzen und dürften generell positive Produktivitätseffekte haben. Selbst- und Fremdhilfe tragen bei »zu einem Umbau des Sozialstaates. Er bestünde in einem begrenzten Abbau von Teilen der großen zentralen Fremdversorgungssysteme, kombiniert mit einer Förderung vieler kleiner und flexibler Netze«. Eine Entlastung der Sozialpolitik kann auch durch verstärkte Vermögensbildung erzielt werden.

Im Produktionsprozeß ist oberster Grundsatz die Flexibilität: Die »Automation mittels Technologien höherer Elastizität befreit von der Bindung der Produktion an die starren Arbeitszeitregelungen von Tarifverträgen, Arbeitszeitverordnungen und Geschäftszeiten«. Einheitliche Arbeitszeitregelungen waren an die »organisierte Fabrikarbeit konventionellen Musters« gebunden. Diese geht unter mit der »Entkopplung von Mensch-Mensch- und Mensch-Maschine-Systemen«. Gegen Arbeitszeitverkürzung ist prinzipiell nichts einzuwenden, allerdings hat sie ihre Grenze an der Produktivitätsentwicklung. Wird der Lohnausgleich vermieden, können Arbeitsplätze gesichert werden, allerdings wohl nur quantitativ. Das Problem der Arbeitslosigkeit werde im übrigen auch so nicht gelöst werden. »Eine Flexibilisierung der Arbeitszeit sollte allerdings nach beiden Seiten offen sein, denn sie umschließt im Grundsatz auch die Möglichkeit einer Arbeitszeitverlängerung. Sie könnte sich so in den 90er Jahren als ein effizientes Instrument erweisen, um dem dann für dieses Jahrzehnt aus demographischen Gründen zu erwartenden Mangel an Arbeitskräften zu begegnen.«

Flexibilität auch in der Entlohnung ist ein Merkmal des »Cafeteria-Systems«, welches »Wahlmöglichkeiten zwischen Arbeitsentgelt und Sozialleistungen« anbietet. All diese Perspektiven lassen sich allerdings »nicht eröffnen ohne intensive Einbeziehung der Gewerkschaften. Schon bisher waren und sind die Gewerkschaften wichtige Mitträger von Anpassungsvorgängen.«

IV. In der Zukunftsgesellschaft der Späth-Kommission sollen die Gewerkschaften eine ähnliche Stellung haben wie Norbert Blüm mit seinen Sozialausschüssen schon heute in der CDU. In einem Sammelband, »Mein Elternhaus«, herausgegeben von Rudolf Pörtner, schildert er seine Kindheit.⁵ Der Vater war Hausmeister bei einer Bank. »Meine Bewunderung wuchs ins Unermeßliche, als er aus der brennenden Hofgarage drei vollge-

tankte Personenwagen und zwei Benzinfässer rettete. Das gab eine Prämie von der Bank und einen lobenden Brief vom Direktor.« Die Mutter hörte Feindsender. »Ich schwieg verläßlich und war stolz auf das tief in meinem Herzen verschlossene lebensgefährliche Geheimnis. Ein Onkel war schon im KZ, ein anderer ein halbwegs großer Nazi — so bunt ist unsere Verwandtschaft.« Nach dem Krieg geht der kleine Norbert zusammen mit Schulkameraden hamstern: er bietet den Bauern Seife an und will dafür Kirschen. Werden die Kinder von französischen Soldaten erwischt, landet das Obst oft auf den Bahngleisen. »Mir ist ein solch schlimmes Schicksal erspart geblieben. Ich kam immer durch. Nur einmal kam ich mit leeren Händen heim. Kein Bauer hatte an meiner Seife Interesse.«

- 1) Franz Josef Strauß. *Der Mensch und der Staatsmann. Ein Porträt.* Herausgegeben von Dr. h.c. Walter Schöll. Text von Wilfried Scharnagl. Percha am Starnberger See/Kempenhausen am Starnberger See; Verlag R. S. Schulz 1984.
- 2) Hierzu und zum Folgenden vgl. Alf Mintzel, *Die CSU. Anatomie einer konservativen Partei 1945-1972.* Opladen 1975.
- 3) Klaus Hofmann, Helmut Kohl. *Kanzler des Vertrauens. Eine politische Biographie.* Stuttgart: Verlag Bonn Aktuell GmbH 1984.
- 4) Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen. Bericht der Kommission »Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen«, erstellt im Auftrag der Landesregierung von Baden-Württemberg. November 1983. Stuttgart: Kommission »Zukunftsperspektiven gesellschaftlicher Entwicklungen« 1983.
- 5) Norbert Blüm, Tri — tra — trallala — dem Wolf brechen die Zähne aus. In: Rudolf Pörtner (Hrsg.), *Mein Elternhaus. Ein deutsches Familienalbum.* Düsseldorf und Wien: Econ Verlag 1984, S. 325-336.

*Herr Kohl hat mir die Renaissance der Mutter in die Hand versprochen ...
Ich hoffe auf diesen Mann.*

Christa Meves

Rob Burns

Lady Thatchers 2. Krieg

Nach dem Streik der englischen Bergarbeiter

Der häufig zitierte Marx'sche Aphorismus über die Wiederholungen in der Geschichte dürfte am allerwenigsten für die Kämpfe der britischen Bergarbeiter zutreffen. Denn war es schon das legendäre Urereignis des genau sechs Monate dauernden Streiks von 1926, das in einer Farce mündete, dadurch daß die ausgehungerten Bergarbeiter bei ihrer Rückkehr in die Zechen für weniger Geld und länger als zuvor arbeiten mußten, so fallen in dessen neuester Wiederholung, dem längsten, erbittertsten, kostspieligsten Ausstand der Nachkriegszeit, zunächst nur die unverkennbaren Züge der Tragödie auf. Zehntausenden von Bergarbeiterfamilien, die zwölf Monate lang ohne Streikgelder, nur mit staatlicher Sozialhilfe auskommen mußten, von der nicht einmal das Existenzminimum zu bestreiten war, steht lediglich eine öde finanzielle Zukunft bevor. Für die Gewerkschaft (NUM) aber wiegen die organisatorischen Folgen dieses auch für sie finanziell verheerenden Streiks schwerer, denn zu dem heiklen Problem der künftigen Beziehungen zwischen Streikbrechern und dem Gros der Mitglieder kommt die Gefahr, daß der NUM-Regionalverband Nottinghamshire, dessen 30.000 Mann starke Mitgliedschaft sich dem Streikauf Ruf nicht anschloß und der sich sogar dazu verstieß, gegen die eigene Gewerkschaftsführung vor Gericht zu ziehen, sich von der NUM abspalten und eine Konkurrenz-Gewerkschaft gründet.

Ganz abgesehen von den gewerkschaftsinternen Verästelungen des Streiks jedoch wird sich die Niederlage der Bergarbeiter auf das gesamte industrielle und politische Klima in Großbritannien nachhaltig auswirken, zumal

sie zweifelsohne eine Schlappe für die Befürworter des Streikmittels als politischer Kampfmaßnahme darstellt. Zwar scheint der Sieg von Margaret Thatcher — wie Umfragen signalisieren — ihrer Regierung nicht zugute zu kommen, vor allem weil sie zu viele Maßnahmen getroffen hat — wie etwa die Entscheidung, die ohnehin unzulängliche Sozialhilfe um jenen fiktiven Betrag zu kürzen, den die Gewerkschaft zu zahlen hätte — die die These untermauern, der Premierminister sei es nie um eine Regelung des Konflikts gegangen, sondern allein darum, die NUM in die Knie zu zwingen und die gesamte Gewerkschaftsbewegung zu demütigen. Der wachsende Überdruß an der Konfrontationspolitik der Regierung kann indes nicht darüber hinweg täuschen, daß der Streik nie auf Verständnis in der breiten Öffentlichkeit gestoßen ist. Dieses Manko läßt sich vor allem aus drei Kardinalfehlern in der Streikstrategie ableiten, denen eine Mißachtung der öffentlichen Meinung zugrunde lag, für die das propagandistische Geschenk der sogenannten »libyschen Verbindung« lediglich das eklatanteste Indiz lieferte.

Erstens litt der Ausstand von Anfang an unter der Weigerung des NUM-Vorstands, die Urabstimmung durchzuführen, die laut Statut der Bergarbeitergewerkschaft vor einem nationalen Streik unabdingbar sein sollte. Das zumindest moralisch vertretbare Argument, daß es den Arbeitern mit sicheren Arbeitsplätzen — wie denjenigen in den modernisierten Hüttenanlagen — nicht zustehe, über das Schicksal anderer in den mit der Stilllegung bedrohten Zechen Arbeitenden abzustimmen, wich aber allzu rasch der Erklärung, eine Urabstimmung sei nicht erforderlich, da

es sich nicht um einen nationalen Streik, sondern um landesweite regionale Ausstände handele.

Aber auch diese Beschönigung der Wahrheit täuschte nicht darüber hinweg, daß in einigen Grafschaften selbst in Teilen der eigenen Mitgliedschaft die Mehrheit gegen den Streik war. Der Verzicht auf eine Urabstimmung hatte ferner die fatale Folge, daß ein Drittel der Gewerkschaftsmitglieder die Arbeitsniederlegung verweigerte, und bot außerdem der Staatsmaschine im Bund mit der Boulevardpresse die von ihr dann reichlich ausgenutzte Gelegenheit, die NUM als eine demokratiefeindliche Organisation hinzustellen. Daß eine spätestens im April 1984 angesetzte Abstimmung gute Erfolgssichten gehabt hätte, unterstreicht nur den taktischen Aspekt der Fehleinschätzung seitens der Gewerkschaftsführung.

Ebenso beeinträchtigend für das Ansehen des Ausstandes sowie der NUM erwies sich zweitens das Zögern Arthur Scargills, sich von der Gewalttätigkeit am Rand des Streiks unmißverständlich zu distanzieren. Ob die stillschweigende Billigung beispielsweise der Pressionen, Drohungen und Gewalttaten, mit denen Streikposten Streikbrechern zusetzten, vom politischen Kalkül oder von der Loyalität Scargills zu seinen Anhängern herrührte, bleibt dahingestellt. Fest steht, daß die Bergarbeiter wegen der Ausschreitungen sowohl vor den Zechentoren als auch außerhalb der Streikposten ihres alten Stellenwerts in der Sympathie-Skala der Gewerkschaften verlustig gingen und daß der berechtigte Verweis auf die Gewaltanwendung der Polizei und des staatlichen Sicherheits- und Justizapparats allein nicht ausreichte, um den von den Boulevardblättern entworfenen Schreckensvisionen und den allabendlich ins Wohnzimmer flimmernden Gewaltszenen entgegenzuwirken.

Der dritte taktische Fehler der Gewerkschaft bestand darin, daß sie sich

immer tiefer hinter einer Verhandlungsposition verschanzte, die von vornherein auf wenig Resonanz in der Öffentlichkeit zu stoßen vermochte. Angesichts des forcierten Aufbaus der Atomenergie und des dementsprechenden Abbaus der Kohleindustrie, in dessen Verlauf die Zahl der NUM-Mitglieder auf weniger als die Hälfte ihres früheren Bestandes schrumpfte, verfügte die Gewerkschaft tatsächlich über schlagkräftige Argumente, die sie — und allen voran der beredte Scargill — allerdings in der ersten Phase der öffentlichen Auseinandersetzung zu Gunsten der Kohlebehörde glänzend zur Geltung brachte. Aber je intensiver der Coal Board seinen Propagandafeldzug an der strittigen Frage der Zahlen von nicht mehr, immer noch und schon wieder Streikenden orientierte, desto stärker reduzierte sich die Argumentation der NUM gegen sein Programm der Grubenschließung auf das Credo, eine Zeche dürfe nur dann zugemacht werden, wenn sie geologisch erschöpft sei. Im Zeichen einer schon seit einem Jahrzehnt vom Thatcherismus hart betriebenen und immer populärer werdenden Kampagne gegen die staatlichen Industrien war die schlichte Begründung Scargills, »eine wirtschaftlich unrentable Zeche gibt es nicht«, kaum dazu angetan, Verständnis zu finden. Infolgedessen ging auch die ganze Palette komplexer Probleme im Umfeld des Konflikts — wie etwa die Gefahren der Kernenergie, der Abbau der Demokratie und die Zukunft der abgewirtschafteten Regionen — weitgehend verloren.

Die tiefreichenden Konsequenzen einer derartigen Vernachlässigung der öffentlichen Diskussionsebene hat neuerdings Peter Carter, der Industriesprecher der britischen KP, folgendermaßen erläutert: »Wenn man die öffentliche Meinung als peripher betrachtet, dann wird die Sprache des Streiks verschlüsselt und nicht einmal von Gewerkschaftern verstanden.« Daraus ergab sich ferner, daß sich die ganze

Streikstrategie schließlich auf die Auswirkungen des Produktionsausfalls auf die Industrie und die Wirtschaft stützte. Angesichts der bei den Kraftwerken aufgetürmten riesigen Kohlevorräte, der verstärkten Kohleeinfuhren und des erhöhten Ölimports, der fortdauernden Kohleproduktion bei den nichtbestreikten Zechen und des Ausbleibens der erhofften Stromsperrre, vor allem aber in Anbetracht der Entschlossenheit der Thatcher-Regierung, nahezu alle Folgen des Ausstands einschließlich eines 1984 auf über vier Milliarden Pfund enorm aufgeblähten Handelsdefizits in Kauf zu nehmen, um die bedingungslose Kapitulation der NUM zu erreichen, entpuppte sich jedoch diese Strategie im Nachhinein als verfehlt.

Der Kampf der Bergarbeiter scheiterte aber auch aus einem anderen Grund, der, was die geschichtspolitische Bedeutung des Konflikts anbelangt, seine eigentliche Tragik ausmacht: Er scheint nämlich der Idee der klassenkämpferischen Solidarität der organisierten Arbeiterbewegung in Großbritannien, den Streiks in breiter Feldschlacht, den Todesstoß versetzt zu haben. Zwar führten die Hafenarbeiter zweimal einen kurzen Sympathiestreik durch, und die Eisenbahnarbeiter folgten, wenn auch nicht in allen Gebieten mit letzter Konsequenz, dem Aufruf der Transportarbeitergewerkschaft, die KohleverSORGUNG von Elektrizitätswerken, Gaswerken und anderen Fabriken zu unterbinden. Als weitaus typischer aber erwies sich die Reaktion der Stahlarbeiter, die schon im Anfangsstadium des Ausstands zu erkennen gaben, daß sie — aus Furcht um ihre eigenen Arbeitsplätze — nicht bereit waren, sich dem Kampf der Bergarbeiter anzuschließen, und die Unterstützungsaktionen des TUC, des gewerkschaftlichen Dachverbandes, gingen kaum über das Niveau der »bürokratischen Solidarität« hinaus. Das parteipolitische Vehikel der Arbeiterbewegung, die Labour Party, war — wie üblich, ist man fast geneigt

zu sagen — gespalten: Hätte der rechte Flügel am liebsten so getan, als gäbe es keinen Streik, und das leidige Problem auf der parlamentarischen Ebene ausgetragen, so schlug sich die Parteilinke, Abgeordnete wie Basisaktivisten, mit bewundernswertem Engagement auf die Seite der Bergarbeiter, verstieg sich jedoch bisweilen zu der realitätsfernen Forderung, den Generalstreik auszurufen. Unter diesen Umständen überraschte es nicht, daß Parteichef Kinnock einen für die Führung der Labour Party durchaus kennzeichnenden Eiertanz aufführte, indem er sich einerseits mit den Streikenden auf der humanen Ebene identifizierte, sich aber andererseits von dem Streik alsbrisantem Politikum und mittels verbrämter Kritik von den Anliegen der NUM-Führung distanzierte.

Angesichts dieser trüben Bilanz ist aber auch daran zu erinnern, daß die Bergarbeiter die erste organisierte Arbeitergruppierung seit 1979 sind, die sich dem der Wirtschaftspolitik des Thatcherismus zugrundeliegenden öden, doktrinären Neoliberalismus nachhaltig widersetzt hat. Im Handlungsablauf dieses politischen Dramas hat es drei Akteure mit unterschiedlichen Motiven gegeben. Am deutlichsten läßt sich die Motivation von Margaret Thatcher erkennen, denn von Anfang an machte sie keinen Hehl daraus, daß sie sich schon seit einem Jahrzehnt auf die Niederlage der NUM versteift hatte. Für Thatcher handelte es sich in erster Linie nicht um die Zukunft einer staatlichen Industrie, sondern um die Bewältigung der Vergangenheit. Der 1974 von dem Bergarbeiterstreik unmittelbar veranlaßte Sturz der konservativen Regierung Edward Heaths sollte elf Jahre später durch die Kapitulation der NUM wettgemacht, der zum »inneren Feind« abgestempelte Widersacher Scargill in einer innenpolitischen Neuinszenierung des Falkland-Kriegs endgültig geschlagen werden. Der ungeniert konfrontationstüchtigen Hal-

tung der Thatcher-Regierung verlieh der Finanzminister Nigel Lawson Ausdruck, als er den horrenden Preis des Arbeitskampfes als eine »lohnende Investition« bezeichnete.

Auf den ersten Blick scheint die Position Arthur Scargills genauso eindeutig zu sein wie die seiner Kontrahentin, denn das Ziel des Ausstands hat er immer konsequent wie folgt geschildert: »Wir kämpfen hier nicht nur für Bergarbeiter-Jobs, sondern gegen das ganze wirtschaftspolitische Konzept dieser Regierung, das darauf abzielt, Arbeitsplätze zu zerstören und die britische Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung in Grund und Boden zu stampfen.«

Gleichwohl läßt sich bezweifeln, ob sich das von Scargill anvisierte Ziel gewerkschaftlichen Widerstandes in solchen Aussagen erschöpft. Dabei soll selbstverständlich unterstrichen werden, daß eine Darstellung, die auf die marxistische Gesellschaftsanalyse abhebt, aus der Scargill — wie der andere Hauptstratege der Bergarbeiter, NUM-Vizepräsident und KP-Mitglied Mick McGahey — sein Politikverständnis ableitet, nicht unbedingt zur Folge haben muß, daß man zwangsläufig die verzerrenden Schablonen der Massenmedien bekräftigt oder dem NUM-Führer eine mangelnde Beschäftigung mit der realen Interessenvertretung seiner Mitglieder unterstellt.

Schon 1981 hatte Scargill geschrieben: »Von Gewerkschaften militärt durchgeföhrte Tarifverhandlungen, -auseinandersetzungen und Streiks müssen nicht unbedingt sozialistisches Bewußtsein erzeugen. Manchmal aber erreichen sie genau das ...« Nach diesem Leitsatz also könnte der Bergarbeiterstreik durchaus als ein vorrevolutionäres Unterfangen angesehen werden, das laut Scargills Analyse darauf angelegt war, das Klassenbewußtsein der Arbeiterschaft zu verschärfen, einen klaren Trennungsstrich zwischen Unterdrückern und Unterdrückten zu zie-

hen, die Position der Regierung zu schwächen und die Neigungen anderer Gewerkschaftsführer zur »antagonistischen Kooperation« (Peter Glotz) zu unterdrücken. Daß die überwiegende Mehrheit der streikenden Bergarbeiter solche Ziele nicht verfolgte, läßt sich kaum leugnen. Dennoch waren sie weit davon entfernt, gemäß dem der Öffentlichkeit vermittelten Bild eines zur epischen Konfrontation hochstilisierten Zweikampfes Scargill-Thatcher die Rolle ahnungsloser Komparsen zu spielen. Sie kämpften um das Überleben ganzer Gemeinden und gegen die Attacke einer Staatsmacht, sei es in der Gestalt der Regierung oder der Kohlebehörde, die ihnen jedes Mitspracherecht in der Organisierung ihrer Industrie und in der Umstrukturierung ihres über Jahrzehnte entwickelten Gemeinschaftslebens absprechen wollte.

Die vielfältigen Unterstützungsbestrebungen und Beistandsinitiativen auf Gemeindeebene sind ein vielleicht unverhoffter politischer Gewinn dieses Streiks. Der Ausstand setzte in den Zechengemeinden allerlei schöpferische Energien und organisatorische Talente frei, die möglicherweise von den Bergarbeitern und ihren Frauen selbst nicht erahnt wurden. Ein ausgesprochener Hohn also, wenn Ralf Dahrendorf von dem »von oben organisierten« Ausstand spricht (wohlgemerkt: »organisiert«, nicht ausgerufen). Insbesondere die Frauen im Kohlerevier sammelten in diesem Streik, der an die Wurzel der Existenz ihrer Familien ging, Erfahrungen unmittelbar und mittelbar politischer Natur, die ihr Leben und Bewußtsein dramatisch veränderten. Die »Frauen-gegen-Zechenschließung-Bewegung« war nicht nur das Rückgrat des Streiks, es entstand die Infrastruktur einer Frauenbewegung der Arbeiterklasse in den Bergbaugemeinden. Und sicher ist: Von dem Erfolg solcher Bestrebungen, das außerparlamentarische Terrain mit neuen, die klassische Form des Arbeitskampfes ergänzenden

Inhalten zu besetzen, ist die Zukunft der politischen Linken in Großbritannien weitgehend abhängig. Ihre Fähigkeit, nicht nur die organisierte Arbeiterbewegung, sondern alle fortschrittlichen und demokratiefördernden Kräfte zu mobilisieren, wird bestimmen, ob sich der Zusammenbruch des Bergar-

beiterstreiks als ein Pyrrhus-Sieg für den Thatcherismus erweist oder ob sich die folgende Prophezeiung von Tony Benn bewahrheiten wird: »Wenn die Bergarbeiter unterliegen, werden wir uns dann weiter in Richtung auf einen semi-faschistischen Staat hin bewegen.«

Johannes M. Becker

Die FKP und ihre Bündnispolitik

»Wir müssen eine Sammlung auf möglichst breiter Grundlage zustande bringen, das ist unsere Aufgabe.« Mit dieser Bemerkung des französischen Philosophen und FKP-Theoretikers Lucien Sèze in einem Gespräch vom Oktober 84 (*Debatte 3/84*) lassen sich die programmativen Bemühungen des 25. Parteitags der Kommunisten Frankreichs auf den Nenner bringen. Zugrunde lagen analytische Hinweise, die den Verlust der einstigen elektoralen Massenbasis erklären sollten.

Zum ersten, die Partei habe den gesellschaftlichen Wandel in Frankreich vom Agrar- zum modernen Industrieland nicht ausreichend rezipiert, habe den strukturellen Entwicklungsprozessen mit ihren Auswirkungen auf die klassische Klientel der FKP, die (Industrie-)Arbeiterklasse, nicht genügend Rechnung getragen und die Lageveränderung großer Teile der Angestellten, der Techniker sowie der Intelligenz vernachlässigt. Georges Marchais stellte den Versäumnissen der kommunistischen Partei unter seinen Vorgängern Maurice Thorez und Waldeck Rochet die Aktivität des Klassengegners entgegen: »Wenn man die gigantischen Anstrengungen der Großbourgeoisie zur Innovation, zur Anpassung und zur Infragestellung ihrer selbst bedenkt und unserer damaligen Politik gegenüberstellt, so versteht man besser unse-

ren sogenannten 'strategischen Nachholbedarf'.«

Zum zweiten habe die Partei die Aufarbeitung des Stalinismus nicht entschieden genug betrieben, habe, so Marchais in seinem »rapport«, »mehrere Jahre lang die Bedeutung der Aufdeckung der Irrtümer und Verbrechen Stalins durch die sowjetischen Kommunisten selbst herabgemindert«, und, wie andere Verlautbarungen sagen, der Propagierung der Totalitarismus-Doktrin wie der Gleichung Sowjetunion = GULAG durch die »neuen Philosophen« vom Schlagé Yves Montand oder André Glucksmans das Terrain überlassen.

Schließlich habe die Partei in der Linksunion mit den Sozialisten ab Anfang der 70er Jahre gravierende Fehler gemacht. In ihren vorrangigen Bemühungen um das Zustandekommen und den Erhalt des Linksbündnisses habe sie die Pointierung des spezifischen kommunistischen Standpunktes vernachlässigt, die Notwendigkeit praktischer Kämpfe für die sozialistische Gesellschaftsentwicklung nicht als unabdingbar propagiert und ausreichend transparent gemacht.

Verschiedene Minderheitspositionen wollten darüber hinaus grundsätzlich die Beurteilung der sozialistischen Länder durch die Partei korrigiert sehen. Die wiederholte Konstatierung einer

»global positiven Bilanz« leiste in erster Linie dem Antikommunismus in Frankreich Vorschub. Von dieser Seite wurde auch der demokratische Zentralismus in Frage gestellt: die innerparteiliche Demokratie funktioniere unzureichend, die Diskussionen an der Basis blieben bei der Parteiführung zumeist konsequenzlos.

Trotz dieser Kritik und Selbstkritik hält die FKP an den Grundzügen der alten Bündnispolitik fest. Im Abschlußdokument des Parteitages steht: »Wir bleiben ... auch für die Zukunft bereit, politische Bündnisse mit anderen politischen Kräften abzuschließen, in erster Linie mit der Sozialistischen Partei, solange sich diese als möglich erweisen.« Und weiter: »Nach unserer neuen Konzeption partizipieren diese Bündnisse in einem gegebenen Moment am allgemeinen Kampf für den Fortschritt und die Weiterentwicklung der Gesellschaft dadurch, daß sie einer Bewegung den politischen Hebelarm verleihen, den sie benötigt. Diese Bündnisse dürfen aber in keinem Falle an die Stelle dieser Massenbewegung treten, ihr lediglich ein Korsett verleihen, sie bevormunden.« Sie dürften niemals der kreativen und dynamischen Fortdauer der Bewegung des Volkes zuwiderlaufen.

Demnach sollen die FKP-SP-Bündnisse auf Departements- und Kommunalebene mit neuem Leben erfüllt werden; eine breit angelegte Revision ist nicht vorgesehen. Dennoch dominierte die Auseinandersetzung mit den Sozialisten sowohl die Diskussion des Parteitages als auch seine beiden Hauptdokumente. Die »neuen sozialen Bewegungen« wurden vernachlässigt.

Ein Blick auf das Urteil der angesprochenen sozialistischen Kräfte: »Le Monde« scheint seine Krise weiterhin durch einen antikommunistischen Kurs überleben zu wollen. André Fontaine, der neue Direktor, konstatierte unter geschicktem Rückgriff auf den prominenten Kritiker Pierre Juquin, der 25. Kongreß habe »die Isolation der FKP

abgesegnet«. Marcel Debarge, der Delegationsleiter der Sozialisten auf dem Parteitag, zeichnete das Bild einer »etwas abergläubischen« Familie zu Tisch, wobei er sich — obgleich eingeladen — »permanent als der dreizehnte an der Tafel« gefühlt habe. Debarge zeigte sich erschüttert über die heftigen Angriffe auf Mitterrand; »Der Gegner — das ist die Sozialistische Partei«, resümierte er. Gleichwohl bemühte er sich in seinen Kommentaren, keinen Zweifel am sozialistischen Interesse an der Linksunion aufkommen zu lassen. Das neue Strategie-Theorem bezeichnete der Sozialist als »eine Art Poujadismus à la PCF«. Wie beim »Monde« klang auch bei der Sozialistischen Partei insgesamt Enttäuschung darüber durch, daß die FKP ihre Analyse bezüglich der Versäumnisse gegenüber dem Stalinismus nicht zu einem »Bruch mit Moskau« genutzt habe. So ziemlich alles sei falsch gewesen auf dem 25. Parteitag, konstatierte SP-Generalsekretär Lionel Jospin: die Analyse der 'Länder des Ostens', der derzeitigen 'Welt-Wirtschaftskrise', der französischen Gesellschaft und auch die Analyse der politischen Rechten.

Beim letztgenannten könnte allerdings die Hauptfrage ansetzen: Wie kann das »nouveau rassemblement populaire majoritaire« mit Leben erfüllt werden, wie kann die FKP innerhalb der französischen Linken die Hegemonie zurückerobern und wie die französische Linke die politische Hegemonie in Frankreich? Im Rechenschaftsbericht von Georges Marchais wie auch in der Abschlußresolution wurde die extreme Rechte nicht gesondert erwähnt, geschweige denn ihr Aufstieg präzise analysiert.

Das ist um so bemerkenswerter, da in Frankreich die rechtsextreme »Front National« existiert. Ihr »Ausländer raus!« und »Marchais an die Wand!« läßt sie auf der Basis von bald 3 Millionen Arbeitslosen und 1,1 Millionen Jugendlichen ohne Ausbildungssatz-

skandieren. Sie fordert die Verfügungsgewalt des Bündnispartners und konventionellen Rüstungsriesen BRD über Atomwaffen, und seien es die französischen. Geschieht nichts Außergewöhnliches, wird sie 1986 den konservativen

Parteien RPR und UDF zur Parlamentsmehrheit verhelfen. Dieser vulgäre Rechtsradikalismus der FN und Jean-Marie Le Pens ist eine aktuelle Gefahr für Frankreich.

Heinrich W. Ahlemeyer

Frieden oder unzufrieden?

Objektiv ist der militärische Status quo nach erfolgter Stationierung und erfolgten Gegenmaßnahmen der Sowjetunion auf dem Boden der DDR und der CSSR noch brüchiger geworden. Subjektiv aber sind die Auswirkungen der Stationierung für den Einzelnen zunächst und unmittelbar nicht spürbar. So kann in der Bevölkerung der Eindruck entstehen, die Gefahr sei gar nicht so groß, die Warnungen der Friedensbewegung seien überzogen gewesen. Auf diese bewußte Wirkung zielt die Verharmlosungsstrategie der Bundesregierung.

In dieser Lage stellt sich die Situation der Friedensbewegung als zwiespältig dar: einerseits ist der 'harte Kern' ungeschmälert und nach wie vor aktiv; die organisatorischen Strukturen sind sogar vielfältiger und entwickelter als noch vor drei Jahren etwa. Andererseits aber können nachlassende Wachsamkeit in der Friedensfrage und abnehmende Aktionsbereitschaft bei einer großen Zahl von Friedensbewegten nicht übersehen werden.

Obwohl die objektive Lage gefährlicher ist als auf dem Höhepunkt der Friedensaktivitäten im Herbst 1983, wird sie offensichtlich subjektiv als weniger alarmierend wahrgenommen. Dieser Eindruck wird unterstützt durch eine Meldung, wonach die Kriegsangst deutlich nachgelassen habe (International Herald Tribune, 2.2.1985). Rechneten vor zwei Jahren noch 34 Prozent mit

dem Ausbruch eines Weltkriegs in den nächsten zehn Jahren, so sind es derzeit nur noch 13 Prozent. Als drängendes Problem ist die Friedensfrage wieder hinter Umwelt- und Arbeitsplatzsorgen zurückgetreten.

Rainer Zech kritisiert in seinen Überlegungen zur Perspektive der Friedensbewegung (*Debatte* 3/85), daß man in der Vergangenheit zu sehr mit dem negativen Gefühl der Angst zu mobilisieren versucht habe. Im Gegensatz dazu sehe ich in Kriegsangst die einzige angemessene emotionale Reaktion auf die objektive militärische Bedrohung und einen wichtigen, wenn nicht *den entscheidenden* Motor für Engagement in der Friedensfrage. Dabei gilt es allerdings zu differenzieren zwischen zwei Arten von Angst. Dort, wo die Bedrohung übermäßig und kein Ausweg mehr möglich erscheint, wird in der Tat eine totale Angst nur noch die Wahl zwischen einem sich aufbäumenden Aktionismus und lähmender Resignation zulassen. Dort aber, wo eine sich abzeichnende große Gefahr rechtzeitig erkannt wird, ohne daß die Bedrohung als unausweichlich totalisiert wird, wo es noch möglich erscheint, die Gefahr durch eigenes Handeln zu beseitigen, wird Angst zu einer stabilen Motivation.

Ein bißchen ist das also mit dem Friedensengagement wie mit dem Autofahren: wer überhaupt keine Angst hat, ist ebenso schlechter und gefährdet

Fahrer wie derjenige, der sich aus lauter Angst vor der überall lauernden Unfallgefahr zitternd ans Lenkrad klammert. Nur wenn wir auch weiterhin als »Propheten der Angst« (Günther Anders) wirksam sind, nicht um hysterische Individualreaktionen zu schüren, sondern um eine der objektiven militärischen Bedrohung entsprechende subjektive Besorgnis zu schaffen, die zum entschlossenen Handeln gegen die Gefahr motiviert, werden wir die Voraussetzung für Mobilisierung schaffen.

Die Friedensbewegung ist derzeit mit zwei Schwierigkeiten konfrontiert, auf die sie problemlösend reagieren muß: erstens der nachlassenden Sensibilität und Aktionsbereitschaft vieler Engagierter und zweitens einer umfassenden Neubestimmung der Ziele und Aktions schwerpunkte für die nächsten Jahre.

Nicht wenige von denen, die sich in den Jahren 1981 bis 1983 in der Friedensbewegung aktiviert haben, haben die Stationierung als Aufweis der Ver geblichkeit und der Erfolglosigkeit des Engagements in Protestbewegungen verarbeitet. Angesichts dessen sind Durchhalteparolen, wie: die Friedensbewegung habe nichts von ihrer Kraft eingebüßt, ebenso fehl am Platze wie schadenfrohe Totsagungen. Offensichtlich ist es notwendig, daß wir doch noch einmal sehr viel umfassender und intensiver die Frage diskutieren, was die Friedensbewegung von 1981 bis 1983 hat bewirken können und wie dies zu bewerten ist.

Zugleich müssen wir Abschied nehmen von der problematischen Vorstellung, eine Bewegung lasse sich schrankenlos und linear weiterführen. Wir müssen stattdessen ein Verständnis dafür entwickeln, daß Bewußtseinsprozesse wie soziale Bewegungen nicht linear fortschreiten, sondern durch Brüche, Stagnationen, Rückschläge und sprunghafte Entwicklungen gekennzeichnet sind. Eine Bewegung wird Expansionsphasen ebenso erleben wie Kontraktionsphasen, und letztere sind

nicht weniger bedeutsam als die Phasen der Mobilisierung; werden doch oft gerade in solchen Kontraktionsphasen entscheidende Weichenstellungen für die Ausweitung und Durchsetzung der Bewegung vorgenommen. So wird auch das Problem der nachlassenden Aktionsbereitschaft der Friedensbewegung nicht durch eine fiebrige Verdoppelung des harten Kerns der Friedensbewegung gelöst werden, sondern kann nur angegangen werden auf der Grundlage einer wohlüberlegten und langfristigen Strategie.

Die gegenwärtige Unsicherheit müßte prinzipiell kein Nachteil sein, im Gegen teil. Diese Debatte hat bereits einen Wert in sich, stellt sie doch, indem sie verschiedene Strömungen und Vorstellungen zu Wort kommen läßt, so etwas dar wie die Arbeit der Vereinheitlichung. So wichtig eine zentrale Orientierung auch ist — sie kann nicht, darin stimme ich mit Rainer Zech (*Debatte 3/85*) überein, zentral vorgegeben, sondern nur von vielen Beteiligten gemeinsam erarbeitet werden. Andererseits gilt selbstverständlich auch, diese Fragen nicht bis zum Sankt-Nimmerleinstag offenzuhalten.

Daß die nicht geführte Strategie-Debatte inzwischen der Friedensbewegung zum Problem wird, zeigen die Auseinandersetzungen um die Aktionen zum Weltwirtschaftsgipfel und dem 40. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus Anfang Mai 1985. Hatte die Friedensbewegung in den vergangenen Jahren vorgegeben, wann, wo und unter welchen inhaltlichen Themen Großaktionen stattfanden, um dann alle einzuladen, daran teilzunehmen, hat sich das Bild umgekehrt: Grüne und Autonome orientieren unter der Losung Weltwirtschaftsgipfel nach Bonn; SPD, DKP, DGB zum selben Tag unter antifaschistischer Schwerpunktsetzung nach Hamburg, Frankfurt, Köln. Und die Friedensbewegung sieht sich jetzt, da ihr die inhaltliche Definitionsmacht verloren gegangen ist, vor dem ihr von

den Parteien aus wahlaktischen Gründen aufgezwungenen Dilemma, für ihre Mitglieder mit unterschiedlichen Parteiloyalitäten keine einheitliche Handlungsorientierung mehr ausgeben zu können.

Wie kann die Strategie der Friedensbewegung aussehen? Die Friedensbewegung von 1981 bis 1983 hat ihre Erfolge in der Konzentration auf die Verhinderung eines bestimmten Waffensystems erzielt. Es wäre aber wohl ein Fehler, wollte man sich erneut auf einzelne Waffensysteme kaprizieren. Die Anforderungen an die neue Strategie sind nicht gering: sie muß an objektive Notwendigkeiten anschließen, die durch Rüstungsentwicklung und Militärpolitik vorgegeben sind. Zugleich muß sie ins Zentrum friedenspolitischer Forderungen führen und nicht bei abgeleiteten Aspekten verbleiben. Wie immer wichtig die Zusammenhänge von Rüstung einerseits und Sozialabbau, Hunger in der Dritten Welt, Umweltzerstörung etc. andererseits im einzelnen sein mögen, sollte diese Zusammenhänge aufzugreifen Aufgabe von Gewerkschaften, Dritte-Welt-Gruppen, Umweltparteien bleiben.

Zechs Vorschlag der »perspektivischen Entloyalisierung in Bezug auf das gesamte Sicherheitskonzept der Bundesregierung einschließlich seiner rechtssozialdemokratischen Varianten« konkretisierend, sollte die Friedensbewegung m.E. herausstellen, daß wir längst nicht mehr in einer Phase des Wettrüstens zwischen West und Ost befangen sind, vielmehr in einer fiebrigen Vorrüstung des Westens. Bereits

in dem Protest gegen die Pershing 2 und Cruise Missiles war ja die Kritik an der westlichen Vorrüstung und Erstschiessfähigkeit ein wichtiger argumentativer Bestandteil. Inzwischen wird mit der gigantischen MX und Trident II, Airland Battle und verstärkter konventioneller Rüstung, chemischer Bewaffnung und zivilem Bunkerbau, Strategic Defense Initiative und Rekord-Militärhaushalten in Billionen-Größenordnungen auf allen Ebenen immer klarer sichtbar und nachweisbar, daß der Westen einen Kurs der Kriegsvorbereitung verfolgt. Allein für die Einbeziehung des Weltraums sollen in den nächsten Jahren über 100 Milliarden DM bereitgestellt werden. Obwohl der offensive Charakter eines solchen Weltraumsystems in Verbindung mit den existierenden Erstschiesswaffen unbestritten ist, wird nicht einmal mehr der Versuch gemacht, eine Nachrüstungslegitimation zu erfinden.

Die Bundesregierung ist innerhalb dieses Konzepts kein bloß passiver Bündnispartner, der aus Loyalität zum westlichen Bündnis die von Washington hegemonial vorgegebene offensive Linie zum Bündnis lediglich hinnehme. Sie spielt vielmehr, in der Konventionalisierung ebenso wie in der Weltraum-Militarisierung, die Rolle eines Vorreiters mit Initiativfunktion. Auf der Wehrkunde-Tagung im Februar 1985 in München verläßt die Bundesregierung als erste die bis dahin geschlossene westeuropäische Ablehnungsfront gegenüber der Weltraum-Vorrüstung und signalisiert nicht nur Zustimmung, sondern sogar finanzielle und forschungsmäßige Beteiligung.

Die Wahrheit ist die Wahrheit, möge sie von Agamemnon oder von seinem Schweinehirten ausgesprochen werden. Agamemnon: Einverstanden. Schweinehirt: Das überzeugt mich nicht

Antonio Machado

Bettine von Arnim/Michael Schneider

Die Verbrecher

Im Jahre 1843 erschien Bettine von Arnims Buch »Dies Buch gehört dem König«, das dem preußischen König gewidmet war; jenem zunächst vielversprechenden Friedrich Wilhelm IV., der sich als Kronprinz für die Abschaffung der Zensur und für die seit 1815 versprochene republikanische Verfassung stark gemacht hatte. Mit ihm hatte Bettine einen jahrelangen Briefwechsel geführt, und auch das liberale Bürgertum Preußens setzte auf ihn seine ganze Hoffnung. Die Hoffnung trog. Um dem Argusauge der allgegenwärtigen preußischen Zensur zu entkommen, bediente sich Bettine in ihrem Königsbuch einer List. Sie schlüpfte in die Rolle der alten Frau Rath Goethe, die sich, in gewitzten Dialogen mit einem Pfarrer und einem Bürgermeister, schließlich als Hauptlägerin gegen den preußischen Staat, gegen Zensur und Untertanengeist, gegen die Todesstrafe und den unmenschlichen Strafvollzug in preußischen Haftanstalten entpuppt. Das fragmentarische Kapitel »Die Verbrecher« habe ich zu einer, Bettine nachempfundenen Dialog-Szene verarbeitet.

M.S.

Die Bettine-Darstellerin sitzt vor einem Schminktisch im Großen Salon. Während ihrer sichtbaren Verwandlung in die alte Frau Rath Goethe führt sie einen kurzen Dialog mit einem jungen Mädchen, das nicht ins Bild kommt. Die Mädchenstimme ist gewissermaßen das jugendliche Alter Ego der alten Bettine, die hier in das Kostüm der Frau Rath schlüpft. Zur Verwandlung genügen wenige Accessoires, geschminkte Gesichtsfalten und Perücke. Die Bettine-Darstellerin als Frau Rath soll keine perfekte Salondame verkörpern, sondern jene agile, temperamentvolle, innerlich jung gebliebene »Alte«, (mit durchaus exaltierten Zügen), wie es auch von der alternden Bettine überliefert ist.

BETTINE: Wo kommst denn her, Mädchen so erhitzt?

2. SPRECHERIN: Ich hab' Äpfel gestohlen im Garten.

BETTINE: (*amüsiert*) Gestohlen? Die schmecken am besten... Und was hast Du getrieben seit gestern?

2. SPRECHERIN: Heut' hab ich gelernt, daß in der Physik die Stoffe Wirkungen in die Ferne haben; dann hat gewiß auch der Geist Wirkung in die Ferne.

BETTINE: Sind des die Wissenschaften, an denen Du Dir den Kopf zerbrichst?

2. SPRECHERIN: Daran liegt mir nichts. Ich sprech' vom Zaubern.

BETTINE: (*lacht*) So! Das kommt ja ganz apart heraus!

2. SPRECHERIN: Wenn ich nun einen Zauberspruch kann, der zu den Geistern durchdringt?

BETTINE: Laß' hören, wie Du's machen willst, um mit den Geistern zu verkehren!

2. SPRECHERIN: Fürs erste hab' ich gedacht und bins auch gewiß, daß eine große Sehnsucht mit einem starken Willen alle Räume durchfliegt — die Zeiten und die Weiten.

BETTINE: So! — Du meinst, von hier aus kannst Du so sanft hinüberschweifen ins nächste Jahrhundert...

2. SPRECHERIN: (*kindlich, großspurig*) Einmal, eh' man sichs versieht, aber so bald noch nicht, werd' ich die Welt umgedreht haben.

BETTINE: Bis wir nun zum nächsten Jahrhundert kommen, wo Deine Weisheit in Erfüllung gehen wird, werd' ich einstweilen die meine an dem Herrn Bürgermeister erproben, der gleich kommen wird... Horch! — Er kommt herausgedappt!... Ah, der Herr Bürgermeister!

BÜRGERMEISTER: Die Frau Rath haben erlaubt... Ihre interessanten Beobachtungen von letzthin haben mir keine Ruhe gelassen...

BETTINE: Machen Sie sichs bequem, Herr Bürgermeister!

BÜRGERMEISTER: Ich komme mir Aufschlüsse zu holen... Wie Sie zu Ihnen oft so wunderlichen und unkonveniablen Ansichten gelangen.

BETTINE: Meine Ansichten sind die Eingeweide meiner Seele. Für mich ist alles Affekt! ... Darf ich Ihnen eine von dene schöne Äpfel anbiete? ... Sie sind direkt vom Baum der Erkenntnis.

BÜRGERMEISTER: (*lachend*) Danke ergebenst. Doch ich hab' grad' zu Mittag gespeist.

BETTINE: Aber eine Tass' Tee werden Sie nicht verschmähen...

BÜRGERMEISTER: Wenns beliebt...

BETTINE: (*Während sie genüßvoll einen Apfel verzehrt*) Du sollst nicht vom Baum der Erkenntnis essen! Das spielt uns der Teufel in einer kleinen Komödie als ersten Akt der Weltgeschichte vor...

BÜRGERMEISTER: (*amüsiert*) Wieso grad' der Teufel?

BETTINE: (*auf gut Frankfurterisch*) Ei, Gott wird einem ein Baum vor die Nas' stelle mit wohl schmeckende Äpfel und größt' Lust einem dazu erwecke und dabei auf Tod und Leben verbiete, sie anzuröhren! ... Ei, das müßt doch wirklich mit dem Teufel zugehe!

BÜRGERMEISTER: (*freundlich zurechtweisend*) Das Verbot, die Paradiesfrüchte nicht anzuröhren, kam von Gott, nicht vom Teufel, liebe Frau Rath!

BETTINE: (*mit wachsendem Tempo*) Wenn Gott den Baum der Erkenntnis wachse läßt, und Du hast Appetit auf sein Obst, so speise vom Baum der Erkenntnis. Denn alles, was Du genießt, muß zur Erkenntnis werden in Dir, sonst hast Du nicht moralisch verdaut und alle Früchte, die Du aus Dir selber reifst im Verstand und im Herzen, die sollen aus dieser Erkenntnis hervorgehen, und die ganze Menschennatur soll ein blütevoller und schwer mit Früchten beladener Erkenntnisbaum sein, und so ein Landesvater soll wie ein guter Wirt vom Apfelwein alle schleifende Baumzweig unterstütze und acht gebe, daß diese mit Erkenntnisfrüchte beladene Baumzweig nicht knacke und breche von ihrer Wucht oder ihre schöne Früchte müsse fallen lassen, eh sie reif sind, wo sie dann Futter werde vor die Schwein, aber kein seelenerquickende Genuß geben!

BÜRGERMEISTER: Ihre Beredsamkeit macht mich schwindeln, Frau Rath! ... (*zwischen Amusement und leichtem Tadel*) Das nenn' ich wahrhaftig eine freisinnige Auslegung der Schöpfungsgeschichte!

BETTINE: (*rasch*) Dann will ich Ihne auch gleich meine Auffassung von der Erbsünd' hinterschieke... Die erste große Kapitalsünd' ist, daß wir den freien Geist widerrechtlich gefangen halten. Seine Fähigkeiten, von denen wissen wir nicht, wohin sie ihn leiten würden, ob die Sünde nicht würde verschwinden, wenn die sich *ganz frei* entwickeln. Die Gelüsten, weswegen wir jetzt ein Zuchthaus, eine Polizei, einen Raabenstein, Henker und Beil haben, diesen Krankheiten würde die Menschheit dann wahrscheinlich entwachsen sein, es würden Kinderkrankheiten gewesen sein.

BÜRGERMEISTER: (*konsterniert*) Die Polizei, das Zuchthaus und unsere ganze hochwohlöbliche Gerichtsbarkeit nennen Sie Kinderkrankheiten?... (*halb verwundert, halb vorwurfsvoll*) Ich hätt' nicht gedacht, Frau Rath, daß Sie auf Ihre alten Tag noch so aufrührerische Gedanken pflegen! BETTINE: Ei, freilich muß eine Polizei sein — aber nicht ein Leitseil gedreht aus noch strafbareren Gesetzen als die Verbrechen selbst... Das Geld macht heuer eine hauptsächliche Versuchungsangelegenheit zur strafbaren Sünd' unter den Menschen. Wers einmal hat, dem soll's nicht geraubt werden. Aber wie einer da zum Geld kommt, das wird nicht beleuchtet... Der Eigennutz macht hier Strafgesetze gegen das, was ihn im sündigen Genuß stören könnt. So ist denn der Grund der Strafe und Gesetze gegen die Stunde oft strafwürdiger oder verdammlicher als die Sünd selber... Ich frag' Sie: Wie soll da Heil aus der Strafe erwachsen? Gar aus der Todesstrafe?

BÜRGERMEISTER: (*kopfschüttelnd*) Ihre Ansicht gehört zu den Unmöglichkeiten, Frau Rath... Die ganze Welt, das moralische Gefühl der Menge opponiert. Vox populi — sie ist der Widerhall der Gottesstimme. »So wie es uns Gesetz ist, daß wir sterben«, sagt Paulus, »so werden wir auch nachher vor Gericht stehen«.

BETTINE: Man sollt' meinen, Ihr hättet das ewige Gericht nur erfunden, um den armen Sünder durch das Eurige hineinzustoßen. Der wägende Richter, den Sie auf dem Wolkenthron sich denken, steht auf dem Markt und läßt den scharfen Schliff seines Richtbeils im Sonnenlicht blitzen — Armer Verbrecher! Erst läßt man Dich nicht *Du* selber werden, dann schiebt man die Verantwortung *Dir* zu vor dem Staat, der selbst aller Verantwortung sich lospricht vor *Dir*! — Der Verbrecher ist immer die *Sündenschuld des Staates!*

BÜRGERMEISTER: (*in scharfem Ton*) Eine einfache Frage, Frau Rath: Hat ein Mörder den Tod verdient oder nicht?

BETTINE: Er wenigstens steht außer dem Kreis der kalt und gefühllos Verdammenden. Er hat zwar gemordet — das Verbrechen liegt ihm noch schwer auf dem Haupt. Ein fürchterlicher Wahn hat seine Geistessinne gelähmt, aber jetzt wo er plötzlich erwacht in der Mördergrube, da fühlt er in Verzweiflung sich bewußtlos; er wollte da nicht hinein. Nein! Nein! Nein!... (*in zunehmender Rage*) Aber die Söhne des Staubs, die selbstgerechten Philister, die ein falsch Gewissen heraufbeschwören der Gesetze, der Philosophie, der Religion — die finden keinen andern Weg als vom Leben zum Tod!

BÜRGERMEISTER: Nun! Nun! Lassen Sie's gut sein, Frau Rath! Ich für mein Theil hab' ja noch keinem das Todesurteil gesprochen... Aber Sie haben die Hefe des Volkes nicht in Gärung gesehen. Hätten Sie den Aufruhr erlebt, als die Rotmäntel in die Stadt einrückten und vom Straßenpöbel das

Zeughaus geplündert wurde, da schoß ja dies Gesindel wie die Pilze empor, man wußte nicht, wie und woher...

BETTINE: Warum wißt Ihr nicht, woher sie kommen? ... Warum will der Staat sie nicht finden und ihrem Verbrecher *zuvorkommen*?

BÜRGERMEISTER: (*spöttisch*) Ihre politische Unschuld bürdet dem Staat auf, eine verwilderte Menschenrasse zu erheben, die in einem unaufhörlichen Fluchen und Verwünschen jedes rechtlichen Gefühls ebenso spottet wie der Gesetze und der Religion. Nein...

BETTINE: (*schnell*) Wer weiß, vielleicht haben wir nur darum Verbrecher, weil sie nicht wie wir unter Tugendlarven zu wandeln verstehen!

BÜRGERMEISTER: Nein, Frau Rath! Wollte der Staat sich auch zu allen vorbeugenden Maßnahmen, zu allen Opfern entschließen — sie wären vergebens!

BETTINE: Welcher Opfer kann sich der Staat denn rühmen, die er gebracht habe? — Ja, wenns gegen den Feind geht, dann findet Ihr sie in ihren Schlupfwinkeln, dann zieht der Staat ihnen Montur an. Wenn der Landesvater will losdonnern, dann sind sie Euch gut als Futter für die feindlichen Kanonen. Was davon heimkommt und selbst nach Futter schreit, das betrachtet Ihr als die »Hefe des Volkes«, und laßt wieder im alten Schlamm versinken... Warum sind sie nicht in der goldenen Wiege geboren? Warum in der Volkshefe, wo tausend Wiegen an ein traurig' Schicksalsband geknüpft sind? Kein Strahl der Güte dämmert da hinein. Mutter und Vater dürfen nicht fragen, was soll aus dem Kinde werden. Sie wissen, Armut ist ihr Los.

BÜRGERMEISTER: (*gereizt*) Ihre Vorwürfe sind Aufgereztheit, nicht geprüfte Überzeugung... Sie wollen partout nicht zugeben, daß der Keim des Verderbens ursprünglich in jenen charakterlosen und verhärteten Naturen liege, welche die Mittel des Heils verachten, die vorgeschriebene Straße der Kultur meiden und lieber auf Nebenwegen der Bosheit schneller zum Ziel ihrer ungezähmten Begierden rücken.

BETTINE: Strafen, welche die Reinheit der Phantasie besudeln dessen, der sie verhängt, und das Herz mit Bosheit füllen dessen, der sie vollzieht, sind Vergehen, die Euch dem größten Verbrecher gleich stellen!

BÜRGERMEISTER: Potzsaperment! Wenn Sie nicht grad die Frau Rath Goethe wären... (*sich mühsam beherrschend*) Wir haben nun einmal Pflichten gegen die Allgemeinheit. Aber davon wollen Sie ja nichts wissen! Der Schutz der Gemeinschaft ist uns anvertraut. Wir müssen das Gift ableiten, die Heimücke ersticken, die Tollkühnheit in Banden schlagen, damit sie zur Besinnung komme.

BETTINE: Meint Ihr wirklich, der Verbrecher solle zur Besinnung kommen in Euern Isolier- und Schweighäusern? Wenn Ihr die Wiedervergeltung als Palladium der Justiz aufrichtet, wie soll Euch vergolten werden für den Stumpfsinn, die Euch überlaßnen Erdensöhne ganz des Teufels werden zu lassen mit Blauholzraspeln, Wollespinnen, Teppichweben, Holzschuh-schneiden nebst hoffnungslosem Schweigen und Einsamkeit?

BÜRGERMEISTER: Ich bemerke, daß jene abgestumpften Verbrechernaturen gar leicht in solche mechanischen Beschäftigungen sich finden, ja, oft mit Leidenschaft dran hängen, vielleicht um ihre Lage sich zu betäuben, was studierte Männer nicht vertragen können.

BETTINE: Was dem studierten Richter Höllenpein wäre, das verhängt er über den Verbrecher! ... Eure Zucht-Schweig- und Isolierhäuser sind keine Heilanstanlagen, sondern Marterkammern der geistigen und sittlichen Natur! Den Kranken betten wir sorgfältig, wir löschen seinen Durst, wir mildern seine Hitze, und kein Weh ist, was wir nicht durch erfiederische Pflege erleichtern. — Warum pflegen wir nicht ebenso den Verbrechenskranken, wie es die Natur uns ins Herz schrieb bei dem Naturkranken? ... Sind unsre abnormen Ansichten nicht auch Krankheitssymptome, die ihren Sitz haben im Egoismus wie das Verbrechen selbst?...

Dem Verbrecher kann nur ein Leben gedeihen, dessen Besitz ihm niemand streitig macht, in dem ihm *alles* gehöre... Warum nicht durch Wissenschaft und Künste, durch alles, was die Sinne in ein Zauberreich des Selbstschaffens führt, ihn mit seinem Selbst vertrauter machen? In den echten Besitz seines Ichs ihn setzen, von dem er dann erst Rechenschaft zu geben vermag? Statt Eurer hoffnungslosen Einsperrungen läßt sie ein phantastisch Reich betreten des schaffenden Genusses, vielleicht führt dieser Weg zur Heilung, zur Quelle der Magie, wo sie Dichter, Schöpfer, Künstler, Genien werden.

BÜRGERMEISTER: (*sprachlos*) Wie? Was?... Die Verbrecher sollen sich der Künste und der Wissenschaften bemächtigen?

BETTINE: Was ist da zu verwundern?

BÜRGERMEISTER: Und wo bleiben unsere großen Künstler und Gelehrte?... Sollen die in diesem Kloak mit denen herumschwimmen?

BETTINE: (*seelenruhig*) Warum nicht?

BÜRGERMEISTER: Je, je, je! ... Was würden die Herren sagen, sollten sie auf der Verbrecheruniversität angestellt werden! ... Nein, Frau Rath! Das Exzentrische führt zu nichts!

BETTINE: ... Welche Bedeutung hat die Kunst, die Wissenschaft, wenn sie nicht *frei* macht, was *gebunden* ist? ... Musik, allgemeine Weltsprache! Warum fragt Ihr nicht in dieser des Verbrechers Herz, seinen Geist?

BÜRGERMEISTER: (*spöttisch*) Alles, was ich da herausbuchstabiere, ist, daß Sie meinen, dem Unmut des Verbrechers mit einem Konzert unter die Arme zu greifen.

BETTINE: (*mit Autorität und Milde*) Künste und Wissenschaften sind das Freiheitsmeer des Geistes. Freiheit allein bringt Geist, Geist allein bringt Freiheit. Dies gilt für die *ganze* Menschheit — auch für den Verbrecher! Und Eure verfeinerte Kultur, Eure philosophischen und moralischen Begriffe sind die tiefste Lüge, wenn Ihr wagt, dem Menschen, dem die ganze Welt gehört, das Dasein auf dieser abzuschneiden.

Mach keine Buchstabenwüste aus deinen Flugblättern, aber halte nicht gleich jedes Ausrufezeichen, mit dem du Kamelen einen Wink gibst, für eine Oase.
Ulrich Erckenbrecht

HARAKIRI — Neueste Selbstmordversuche unter Freunden

DIE UNDANKBAREN:

Und an der Wiege dieser neuen deutschen Demokratie standen auch die deutschen Antifaschisten, allen voran die Kommunisten unseres Volkes. Nicht aber die Hitler-Staatssekretäre (Globke), Hitler-Blutrichter (Filbinger), Goebbels-Propagandisten (Kiesinger), KZ-Baumeister (Lübke), NS-Führungsoffiziere (Strauß) oder sonstigen Offiziere (Dregger), die heute gegen uns von Freiheit und Demokratie reden und die Freiheit solchen Redens dem Sieg der Sowjetarmee verdanken! Wo wären sie heute ohne diesen Sieg?

UZ, 23.2.85

HORTEN LACHT:

Und mit den Kindern ist der Pionierverband ständig auf Entdeckungsreise. An der mit fachsimpelnden Pionieren umlagerten Computerecke platzt der Traum der Herrschenden, das Wissen über neue Techniken von den Arbeitenden fernhalten zu können.

UZ, 5.3.85

GRIFFIG:

Nur die Fortsetzung einer vorsichtigen Agrarpreispolitik eröffnet nach Auffassung des deutschen Gewerkschaftsbundes Chancen, das Problem der riesigen Agrarüberschüsse in der Europäischen Gemeinschaft in den Griff zu bekommen.

DGB-Nachrichtendienst, 8.3.85

WO GENAU?

Die Grünen sind fast überall im Rücken der CDU aufgetaucht.

Antje Vollmer

WANN GENAU NICHT?

Mit Webster, das mag ihn über die — berechtigten — Buhrufe hinwegtrösten, ist noch keiner glücklich geworden.*

Horst Köpke
beide FR, 26.3.85

*John Webster, Shakespeare-Zeitgenosse, ca. 1580- ca. 1630

PS.:

... will ich schließlich darauf hinweisen, daß die Deutsche Postgewerkschaft das Datum des 8. Mai für friedenspolitische Aktivitäten in Anspruch nehmen wird.

Kurt van Haaren, Gewerkschaftl. Monatshefte 2/85

Michael Otte

Computer und menschliches Denken oder Die historische Objektivität des Subjektiven

Der Computer ist ein machtvolles Instrument des Menschen und insbesondere des menschlichen Denkens. Dies hat auch eine reflexive Seite: Ange-sichts des Computers wird es uns ermöglicht, bestimmte traditionelle Bori-nertheiten im Verständnis dessen, was menschliches Denken ist, zu überwinden. Der Computer ist deshalb ein so starkes Mittel, weil er in einer umfassenden Weise aus unseren Aktivitäten hervorgewachsen ist. »Er ist eine extreme Realisierung unserer Kultur«, schreibt Hartmut von Hentig, »...Die Versuchung, uns nach seinem Bild umzuschaffen, ist groß. Sie erwächst aus dem eigentümlichen Prinzip unserer Kultur. Sie hat in den letzten Jahrhunderten zielstrebig an der Potenzierung menschlicher Fähigkeiten gearbeitet — im Dienst erst der Kontrolle über die Natur, dann ihrer Ausnutzung und schließlich der Aufrechterhaltung des Kontroll- und Ausnutzungssystems. ... Unser Werk beginnt, uns zu beherrschen. Alle bisherigen großen Hervorbringungen der Kultur haben es getan: die Religion, die Künste, die Wissenschaften« (vgl. Hartmut von Hentig: Das allmähliche Verschwinden der Wirklichkeit, Hanser-Verlag 1984, S. 46). Und weiter: »Die nachparadiesische Geschichte des Menschen hat ihn mit der Sehnsucht nach Mühelosigkeit imprägniert. Die Vorstellung, es sei beglückend, nur noch zu sitzen und zu schauen, die Welt auf der Mattscheibe zu sich zu zitieren und ihr Befehle zu erteilen, überdauert alle offenkundigen damit verbundenen Grauen, solange die physische Arbeit entfällt. So werden wir auf das Imaginieren, Codieren, Kombinieren zurückgestutzt« (a.a.O. 61/62).

Man kann das so zusammenfassen, daß man sagt, der Mensch ist zwar auch eine Maschine, aber er sollte eine *andere* Maschine sein, er sollte sich vom Computer unterscheiden. Schon Descartes hat den Menschen für eine Maschine gehalten, für eine Maschine, die sich von anderen dadurch unterscheidet, daß sie mit einer unsterblichen Seele begabt ist. Die Funktion dieser Seele ist das menschliche Denken und Wollen und ihr wichtigstes Kriterium ist die Sprache: »Keine unserer äußeren Tätigkeiten vermöchte diejenigen, die sie untersuchen, zu überzeugen, daß unser Körper nicht nur eine Maschine ist, die sich selbst bewegt, sondern daß es in ihm außerdem eine denkende Seele gibt, es seien denn unsere Wörter«. Maschinen, meinte Descartes, können nicht frei sprechen; zwar ist es möglich, »wenn jemand eine bestimmte Stelle an einer Maschine berührt, daß sie schreit, er tue ihr weh,« aber sie kann nicht frei auf Fragen antworten, wie noch der stumpfeste Mensch. Zweitens »ist die Vernunft ein universales Instrument, das sich für jede Art von Lebenslage eignet; Organe dagegen bedürfen einer besonde-

ren Disposition für jede Einzeltätigkeit«, so daß »es moralisch unmöglich ist, in einer Maschine genügend Dispositionen zu vereinigen, die sie in allen Lebenslagen so handeln lassen, wie unsere Vernunft uns handeln läßt«. (Zitiert nach Rainer Specht »Descartes« Rowohlt, Reinbek 1966, S. 121/122)

Inzwischen sind die Descart'schen Argumente überholt, und es ist tatsächlich üblich geworden, die menschliche Maschine gerade in einer der Descart'schen Argumentation entgegengesetzten Art und Weise abzugrenzen; nicht durch Descart'sche Vernunft, sondern, in seinen Worten, durch besonders disponierte Organe und ihr Gefühl. Why you can't make a computer that feels pain, fragt D. Dennett in seinem Buch Brainstorms (Harvester Press 1981).

Versuchen wir, beide Extreme zu kombinieren, und sagen wir, die Besonderheit des menschlichen Denkens besteht in seiner gegenständlichen Gebundenheit, so sind Vernunft und zu ihrem Zweck disponierte Organe verbunden, aber eben nicht ausschließlich im Inneren des Menschen, sondern durch seinen Bezug auf eine ihm widerständige Außenwelt. Das Denken ist aktiv, ist eine Tätigkeit.

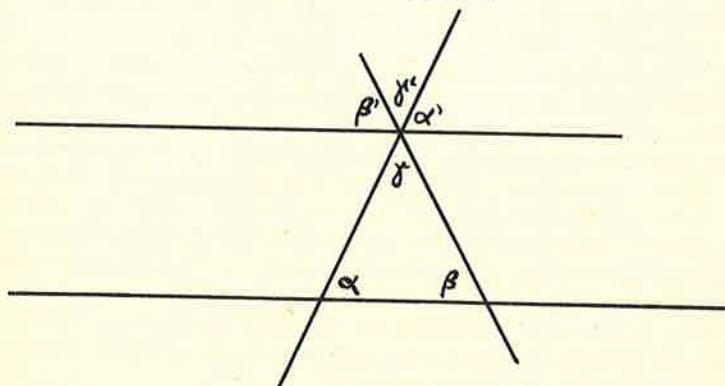
Traditionelles, vorrevolutionäres Wissen bestand in der möglichst direkten Beschreibung eines mehr oder minder ausgedehnten Wirklichkeitsbereiches. Das theoretische Denken nach der industriellen Revolution beginnt mit der prinzipiellen Unterscheidung von Theorie und Wirklichkeit und der Etablierung der Theorie als einer Wirklichkeit mit eigenständiger Bedeutung. Die Theorie ist keine Verdopplung der Welt. So erscheint der Gegenstand der Theorie in einer überaus großen Vielfältigkeit: als intendierte Anwendung, als reale Widerständigkeit der Wirklichkeit, als Problemsituation, als Kommunikation auf der Grundlage unterschiedlicher inhaltlicher Erfahrung usf. Diese Indirektheit des Gegenstandsbezugs begründet auch eine Spaltung zwischen theoretischer oder künstlerischer Struktur auf der einen Seite und der Tätigkeit andererseits. Das Wissen läßt sich nicht vollständig dem Rhythmus der Tätigkeit unterordnen. Es kann von der Tätigkeit nicht vollständig absorbiert werden. Denken ist zunächst einmal darstellen (auch herstellen, ohne direkten semantischen Bezug), d.h. es ist Distanzierung und Abstraktion, und die in der Darstellung unterlegten Distanzierungen ergeben andererseits erst die Voraussetzung für eine dialogisch eingerichtete gegenständliche Orientierung. Ich hatte mich bereits an anderer Stelle (vgl. DEBATTE 1/85) bemüht, diese Argumente in ausführlicherer Form darzulegen.

Das Prinzip »denken als darstellen« hat sowohl in den Künsten als auch in den Wissenschaften verschiedene extreme Anwendungen gefunden. Eine davon ist die sogenannte Unmittelbarkeitsbehauptung für formale Systeme der Logik und Mathematik. Nur das Formale lasse sich »letztlich rein geben und ziehe so keine weiteren Bedeutungs- und Begründungsprobleme nach sich«. Auf dieser Grundlage hat Hilbert die formale Logik eine inhaltliche Logik genannt. »Das Problem der Logik ist ein sehr direktes: wie kann eine Behauptung etwas über sich selbst aussagen?« (vgl. C.W. Churchman: Philosophie des Managements, 1973 S. 131) Die Grundlage zur Behandlung dieses Problems ist die Annahme, daß jede Behauptung unmittelbar sich selbst impliziert. Wenn ich sage, »p ist wahr«, dann impliziert dies eben »p ist wahr«.

Zu handeln auf der Grundlage des Verständnisses, was »sich selbst einschließen« wirklich bedeutet, heißt jedoch nicht nur in der Logik, einen Gegenstand im Denken konstituieren. Das zeigt sich an dem doppelten Charakter aller theoretischen Begriffe. Sie sind auf der einen Seite dasjenige, wovon das Denken unmittelbar ausgeht. Die fundamentalen Ideen sind aber auch dasjenige, welches als Zentrum und Kern der Aufgabe erscheint. Sie sind also das eigentlich problematische Ziel des Denkens. Die Theorien werden einerseits durch sie begründet, obwohl sie andererseits die Bedeutung der Begriffe erst entfalten. In diesem Sinne heißt zu wissen, sobald einmal die darstellende Aktivität vollzogen ist, zu wissen, was man weiß. Die mathematische Technik des Operierens mit Bezeichnungen des noch Unbekannten ist ein Ausdruck davon.

Eine theoretische Erklärung verlangt daher einerseits eine konsistente tautologische Struktur und eine gegenständliche Entwicklung oder Erfahrung andererseits. Eine wissenschaftliche Erklärung scheint also dadurch zustande zu kommen, daß eine formale, tautologische Struktur und eine reine Beschreibung passend aufeinander treffen. Traditionell hat man das etwa folgendermaßen ausgedrückt: »In der Wissenschaft werden die beiden Typen der Organisation von Daten (Beschreibung und Erklärung) durch das verbunden, was man technisch als *Tautologie* bezeichnet. Beispiele für Tautologien reichen von dem einfachsten Fall, der Behauptung 'wenn P wahr ist, dann ist P wahr', bis hin zu so hoch entwickelten Strukturen wie die Geometrie Euklids, wo man sagen kann: 'Wenn die Axiome und Postulate wahr sind, dann ist die Winkelsumme in jedem Dreieck 180 Grad'«. (G. Bateson, Geist und Natur, S. 104; der letzte Satz des Zitats ist von mir in einem die Bedeutung nicht tangierenden Sinne verändert worden, M.O.)

Um nun zu verdeutlichen, welch ungeheuer große Rolle das 'Symmetrieprinzip' für die Erkenntnisdynamik in den Naturwissenschaften und der Mathematik mindestens seit der Industriellen Revolution im 19. Jahrhundert gespielt hat, lohnt es, einen Augenblick bei dem zuletzt genannten Beispiel zu verweilen. Mathematische Erklärungen nennt man Beweise. Ein Beweis des Theorems, daß die Winkelsumme im Dreieck, unter der Voraussetzung der Geometrie Euklids, 180 Grad ist, wird in vielen Schulbüchern mit Hilfe der folgenden Abbildung geführt.



Man kann nun den Standpunkt vertreten, daß der Beweis eine bloße Tautologie darstellt, d.h. eine bloße Kette konditionaler »wenn — dann«-Zusammenhänge. Wenn das Parallelenpostulat angenommen wird, dann existiert die Gerade 1, und wenn die Parallele 1 existiert, dann ist die Winkelsumme im Dreieck 180 Grad, weil... usf. Aber als ein solcher konditionaler »wenn — dann«-Prozeß kann sich niemals ein Beweis entwickeln. Einen Beweis aufzustellen, verlangt gewisse Dinge (Beschreibungen, Darstellungen, Erfahrungen oder Objekte) als das zu akzeptieren, was sie zu sein scheinen und wofür sie gehalten werden, sowie mit diesen Dingen strikt umzugehen, sich strikt in den Kontext dieser Elemente zu stellen. Das heißt, ich kann sagen, der Kontext der Zeichnung zeigt mir, daß es eine parallele Gerade 1 gibt, *weil* ich sie zeichnen kann, und deswegen ist die Winkelsumme im Dreieck 180 Grad. Erst der Kontext der Zeichnung macht aus einer syllogistischen Tautologie, die keinerlei Information enthält, eine wirkliche Erkenntnis.

Daß diese beiden Elemente, nämlich die tautologische Struktur und die gegenständliche Gebundenheit des Denkens zusammengehören, ergibt sich aus dem folgenden »Paradox des Beweises«. In ähnlicher Form läßt sich ein Paradox der sprachlichen Kommunikation überhaupt formulieren: Der Beweis kann nur etwas beweisen bzw. mitteilen, insofern das Wissen eine feste tautologische Struktur besitzt und der Beweis letztendlich aus dem Aneinanderreihen unmittelbarer Identitäten besteht. Dabei reduziert der Beweis das mitzuteilende Wissen auf das beim Empfänger bereits vorhandene Wissen, und es ist nicht ersichtlich, wie durch diesen Prozeß neues Wissen bei letzteren entstehen kann.

Der Beweis hat also nur einen Sinn, wenn er ein Mittel der Wissensentwicklung und der Wissenserweiterung ist. Ein solches Mittel kann er aber nur dann werden, wenn die menschlichen Subjekte unterschiedlich sind, wenn ihre Erfahrungen, ihre intendierten Anwendungen, ihr Lebenskontext, ihre Probleme sich unterscheiden. Die Kommunikation ist kein Mittel der Steuerung des Partners. Wenn ich etwas erkläre, verzichte ich darauf, zu prognostizieren, wie der andere sich dabei verhalten wird, obwohl ich andererseits meine Erklärungen an meinem eigenen Selbstverständnis ausrichten muß, d.h. davon ausgehen muß, daß irgendwo alle Menschen »gleich« sind. (vgl. DEBATTE 2/84, Die Gottesfurcht vorm Denken der Computer)

Da die Behauptung, daß ein wesentlicher Zusammenhang zwischen der sozialen Kommunikation und der Wissensentwicklung besteht, ein Ausdruck der Gegenständlichkeit des Denkens in unserem Sinn ist, ist es nicht verwunderlich, daß subjektiv-konstruktivistische Erkenntnistheorien die Bedeutung der formalen Strukturen entweder ignorieren oder sie überbewerten, in dem Sinn, daß bestimmte Ergebnisse der formalen Logik benutzt werden, um einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem determinierten Denken der Maschine und dem unbestimmten menschlichen Denken zu folgern. In Wirklichkeit ordnen sich die theoretischen Grundlagen und Konzepte der Computerwissenschaften, wie sie seit den 30er Jahren von A. Turing, K. Gödel, E. Post, J. von Neumann und vielen anderen entwickelt worden sind, vollkommen in das Schema unserer Interpretation des »Paradoxon des Beweises« ein. Was nämlich ein Algorithmus oder eine mecha-

nische Prozedur im Denken ist, läßt sich nur bezogen auf eine Selbstinterpretation des Menschen als eines Rechenautomaten, nur bezogen auf die menschliche Maschine formulieren. Ein Algorithmus ist ein Text, der von einem Menschen wörtlich genommen werden kann.

Gewisse Ergebnisse von Turing und Gödel besagen dann aber nichts anderes, als daß der Mensch (die menschliche »Maschine«) das Verhalten bestimmter Maschinen, die abstrakte Modelle von formalen Systemen darstellen, nicht vorhersagen kann.

Diese Ergebnisse und Überlegungen wenden sich eigentlich gegen Kernvorstellungen einer idealistisch humanistischen Wissensauffassung, insfern sie nämlich die Vorstellung, daß die höchste Form der Erkenntnis, die theoretische Erkenntnis, eine »Erkenntnis im Prinzipiellen, im Prinzip, der Idee nach« sei, unhaltbar machen. Die Begrenzung des menschlichen Denkens besteht eben in seiner gegenständlichen Gebundenheit. Die Menschen haben unterschiedliche Gegenstände »im Kopf«. Das Denken ist in einem gewissen Sinne immer experimentell, und selbst die Logik und die Mathematik haben einen quasi empirischen Charakter. Der Computer ist in allererster Linie ein Mittel des experimentierenden Denkens, des »Gedankenexperiments«. Und aufgrund seiner operativen Geschwindigkeit ist er ein äußerst machtvolleres Instrument dieser klassischen Form theoretischer Selbstreflexion. (Vgl. die auch visuell sehr eindrücklichen Beispiele in GEO Nr. 6, Juni 1984: »Experimentelle Mathematik: die unendliche Reise«, S. 100 ff.)

Die Nicht-Prognostizierbarkeit des Verhaltens bestimmter Maschinen impliziert, positiv gewendet, die Ähnlichkeit, die die Ausführung eines Computerprogramms mit einem realen Experiment haben kann. Dies nutzt man in der experimentellen Mathematik auch aus, insbesondere dort, wo man keine klassisch theoretischen Modelle besitzt und deshalb die Prozesse direkt simulieren muß. »Ein Beispiel für einen Prozeß, den man offenbar nur durch direkte Simulation untersuchen kann, ist die überschneidungsfreie Irrfahrt«, das heißt, eine Zufallsbewegung, bei der der sich bewegende Punkt seinen eigenen Weg nicht mehr kreuzen darf. »Komplexe oder chaotische Systeme lassen sich möglicherweise fast nie rechnerisch vereinfachen. Es sind keine mathematischen Formeln zur Beschreibung solcher Systeme bekannt, und es ist denkbar, daß sie auch nicht gefunden werden. In diesem Fall wären Computerexperimente die einzigen Hilfsmittel. Die Physik hat sich traditionsgemäß auf berechenbare Phänomene konzentriert, die durch relativ einfache Gesamtbeschreibungen gekennzeichnet sind« (vgl. Stephen Wolfram: Software für Mathematik und Naturwissenschaften. Spektrum der Wissenschaft, November 1984, S. 164-176).

Dies macht deutlich, wie das neue Medium »Computer« auch neue Dimensionen der Wirklichkeitserfahrung erschließt. Die Identifizierung als Maschine deutet damit eher eine Erweiterung der Modellierung denn eine Begrenzung derselben an, und die Gödel'schen Sätze über die Unentscheidbarkeit in der Mathematik aus dem Jahre 1931, die besagen, daß in mathematischen Systemen Behauptungen existieren können, die logisch weder beweisbar noch widerlegbar sind, weisen in diesem Sinne nicht auf eine Grenze des Denkens hin, sondern im Gegenteil auf eine Erweiterung. Beispielsweise ist es in gewissen Fällen, etwa bei einem Flugzeug, absolut notwendig, das Verhalten einer Maschine prognostizieren zu können. Das er-

fordert dann Abstraktionen als Konstruktionsgrundlage, die dem naiven Denken undurchschaubar und unverständlich erscheinen. Der Syllogismus in unserem geometrischen Beispiel ist eine so zustandekommene Maschine.

Der Hinweis auf das Gedankenexperiment ist nützlich, weil einerseits Gedankenexperimente als die Inkarnation der schöpferischen Leistungen in der Wissenschaftsgeschichte gelten und weil andererseits ihre Betrachtung bestimmte Schwierigkeiten mit sich bringt. »Die Hauptprobleme im Zusammenhang mit Gedankenexperimenten lassen sich als eine Reihe von Fragen formulieren. 1. Die in einem Gedankenexperiment vorgestellte Situation darf offenbar nicht völlig willkürlich sein; welche Bedingungen der Wirklichkeitsnähe gelten für sie? In welchem Sinne und in welchem Maße muß die Situation in der Natur vorkommen können oder vorgekommen sein? 2. Wenn jedes erfolgreiche Gedankenexperiment in seinem Aufbau gewisse Kenntnisse über die Welt verwendet, so geht es ja nicht um diese, sondern bei einem wirklichen Gedankenexperiment müssen die zugrunde gelegten empirischen Daten schon von allem Anfang an bekannt sein und allgemein anerkannt sein; wie kann dann aber neue Naturerkenntnis entstehen? Schließlich die 3. und kürzeste Frage: Was für neue Erkenntnisse lassen sich so gewinnen?« (vgl. Thomas Kuhn: Die Entstehung des Neuen. Suhrkamp-Verlag 1977 S. 327/28)

Kuhn entwickelt seine Antworten auf diese Fragen auf der Grundlage der »gesetzesartigen Funktion wissenschaftlicher Begriffe«, womit etwas gemeint ist, was unserer obigen Charakterisierung der Rolle der fundamentalen Begriffe entspricht. Wissenschaftliche Begriffe »befinden sich stets in einem Netz von Gesetzen, Theorien und Erwartungen, aus dem sie nicht für Definitionszwecke völlig herausgelöst werden können. Um zu erkennen, was sie bedeuten, muß der Historiker untersuchen, was über sie gesagt wird und auch, wie sie verwendet werden. Dabei stößt man regelmäßig auf eine Anzahl verschiedener Kriterien für ihren Gebrauch, deren gleichzeitiges Vorhandensein nur im Hinblick auf viele andere wissenschaftliche (und manchmal außerwissenschaftliche) Auffassungen ihrer Anwender verständlich ist. Es folgt, daß diese Begriffe nicht für die Anwendung auf jede mögliche Welt gedacht waren, sondern nur auf die Welt, wie sie der Wissenschaftler sah«. Die im Gefolge eines Gedankenexperiments geklärten Begriffe waren daher niemals »an sich« verworren. Die Schwierigkeiten mit ihrem Gebrauch »entstanden nicht allein aus dem Begriffsapparat, sondern aus den Schwierigkeiten bei dem Versuch, diesen auf eine bisher unverarbeitete Erfahrung anzuwenden. Die Natur und nicht bloß die Logik war für die scheinbare Verwirrung verantwortlich« (S. 346/48).

Mensch und Computer unterscheiden sich nicht, weil etwa menschliches Denken kein Rechnen wäre, sich nicht auf Rechnen reduzieren ließe, sondern weil das menschliche Bewußtsein gegenständlich ist. Dabei bedeutet eben die Gegenständlichkeit nicht nur Inhalt des Denkens, sondern auch Widerständigkeit, historische Objektivität des Subjekts. Die von Hentig betonte Tatsache unseres materiellen Leibes ist nur ein unzureichender Ausdruck dieses Grundtatbestands. Ohne diese Objektivität des Subjekten ist auch die Objektivität der Theorie oder der theoretischen Erkenntnis nicht zu verstehen. Dieser Punkt erscheint bei Kuhn nur schwach. Er bleibt

ganz im Hintergrund, weil eigentlich nicht von Gedankenexperimenten, sondern an der Oberfläche nur von begrifflichen Reflexionen gesprochen wird, wenn auch sehr interessant.

»Es ist sicher, daß die Individuen sich ihre eigenen gesellschaftlichen Zusammenhänge nicht unterordnen können, bevor sie dieselben geschaffen haben. Aber es ist abgeschmackt, jenen nur *sachlichen Zusammenhang* als den naturwüchsigen, von der Natur der Individualität (im Gegensatz zum Reflektierten Wissen und Wollen) unzertrennlichen und ihr immanenten, aufzufassen. Er ist ihr Produkt. Er ist ein historisches Produkt. Er gehört einer bestimmten Phase ihrer Entwicklung an. Die Fremdartigkeit und Selbständigkeit, worin er noch gegen sie existiert, beweist nur, daß sie noch in der Schöpfung der Bedingungen ihres sozialen Lebens begriffen sind, statt von diesen Bedingungen aus es begonnen zu haben. Es ist der Zusammenhang, der naturwüchsige, von Individuen innerhalb bestimmter, bürgerlicher Produktionsverhältnisse. Die universal entwickelten Individuen, deren gesellschaftliche Verhältnisse als ihre eignen, gemeinschaftlichen Beziehungen auch ihrer eignen gemeinschaftlichen Kontrolle unterworfen sind, sind kein Produkt der Natur, sondern der Geschichte... Auf frühen Stufen der Entwicklung erscheint das einzelne Individuum voller, weil es eben die Fülle seiner Beziehungen noch nicht herausgearbeitet und als von ihm unabhängige gesellschaftliche Mächte und Verhältnisse sich gegenübergestellt hat. So lächerlich es ist, sich nach jener ursprünglichen Fülle zurückzusehnen, so lächerlich ist der Glaube bei jener vollen Entleerung stehnbleiben zu müssen. Über den Gegensatz gegen jene romantische Ansicht ist die bürgerliche nie herausgekommen und darum wird jene als berechtigter Gegensatz sie bis an ihr seliges Ende begleiten. (Als Beispiel kann hier genommen werden das Verhältnis des Einzelnen zur Wissenschaft.)« (Karl Marx, *Grundrisse*, Berlin 1953, S. 80)

Man sieht also wiederum, daß die historische Objektivität des Subjektiven der Kernpunkt der Gegenständlichkeit des Denkens ist.

Es wäre nicht gut, wenn die Selbstmörder oft mit der eigentlichen Sprache ihre Gründe erzählen könnten, so aber reduziert sie sich jeder Hörer auf seine eigene Sprache und entkräftet sie nicht sowohl dadurch, als macht ganz andere Dinge daraus. Einen Menschen recht zu verstehen, müßte man zuweilen der nämliche Mensch sein, den man verstehen will. Wer versteht, was Gedanken-System ist, wird mir Beifall geben. Öfters allein zu sein, und über sich selbst zu denken und seine Welt aus sich zu machen kann uns großes Vergnügen gewähren, aber wir arbeiten auf diese Art unvermerkt an einer Philosophie, nach welcher der Selbstmord billig und erlaubt ist, es ist daher gut, sich durch ein Mädchen oder einen Freund wieder an die Welt anzuhaken, um nicht ganz abzufallen. Georg Christoph Lichtenberg

Urs Jaeggi Durchquerungen

1

»*Sei vernünftig, Paß auf.*« — Jedes Kind kennt diese gutgemeinten Zurechtweisungsparolen, diese Anleitungen zum klugen Verhalten, zum Zweckmäßigen, damit erreichbar wird, was erreicht werden soll; damit dieses Erreichbare so festgelegt wird, daß es erreichbar scheint; damit das Geplante möglichst erfolgreich oder zumindest mit dem geringsten Aufwand realisiert werden kann.

Sei vernünftig...

In diesem, ersten Sinn, mit dem wir alle indoktriniert wurden, der im Leben weht, aber auch in der Wissenschaft, ist das Vernünftige naturgemäß immer auch, wenngleich nicht ausschließlich, Reglementierung. Domestizierung. Vernünftig ist, wer's recht macht. Wer recht bekommt. Und das bedeutet: nicht anecken. Nicht zu weit weglauen. Nicht zu wagemutig sein. Und nicht zu ängstlich. Sich innerhalb der Grenzen bewegen. Die Einzäunung akzeptieren.

Max Horkheimer sprach in diesem Zusammenhang von »subjektiver Vernunft«, wobei Subjektives hier, nicht unmißverständlich, meint: Das Zweck/Mittelverhältnis muß stimmen; das anvisierte Ziel soll mit den geringsten »Kosten« erreicht werden. Der Gedanke an ein einsichtiges, an sich vernünftiges Ziel, ohne Rücksicht auf Gewinne oder Verluste, bleibt dem subjektiven Vernunftsbegriff fern und fremd, und entsprechend gilt der, dem Handeln »nicht aus interessierter Berechnung, sondern aus anderen Motiven fließt, der seinen Vorteil nicht rasch wahrzunehmen versteht, dessen Leben einen anderen Pulsschlag hat, nicht bloß als — anders, sondern als unvernünftig, das heißt als dumm« (Horkheimer, Zum Begriff der Vernunft, in: *Sociologica II*, Frankfurt a.M. 1962).

2

Vernunft — Unvernunft. Reden wir nicht vom Europäer, den es nicht gibt, oder nur in einem vagen geographisch-kulturellen Raum — reden wir von uns: Ist, über eine solche Vorbestimmung, bereits etwas über das Erwachsen-Sein gesagt?

Der Dumme, nach Horkheimer, begreift nicht, daß die Reden über eine wahre Vernunft, über ihre Verwirklichung und was damit zusammenhängt, bloß Routine sind, um seinesgleichen zu führen und zu überlisten, ein bloßes Machtmittel wie andere. Er, der Unvernünftige, ist noch nicht erwachsen genug, sei er auch noch so alt.

Die hier in Wirklichkeit instrumentell gemeinte Vernunft führt direkt ins Problem. Wie bekommt jemand eine Chance, wie wird damit umgegangen, wie kann das Erreichte stabilisiert oder gar weiter ausgedehnt werden? Vernunft als Taktik und der Vernünftige als Machtstrategie: soviel und nicht mehr?

Kant, in seiner *Kritik der reinen Vernunft*: »Es ist merkwürdig genug, ob es gleich natürlicherweise nicht anders zugehen konnte, daß die Menschen

im Kindesalter der Philosophie davon anfingen, wo wir jetzt lieber endigen möchten, nämlich, zuerst die Erkenntnis Gottes und Hoffnung oder wohl gar die Beschaffenheit einer andern Welt zu studieren. Was auch die alten Gebräuche, die noch von dem rohen Zustande der Völker übrig waren, für grobe Religionsbegriffe eingeführt haben mochten, so hinderte dieses doch nicht den aufgeklärteren Teil, sich freien Nachforschungen über diesen Gegenstand zu widmen...« Auch bei ihm heißt es freilich: »Unter der Regierung der Vernunft dürfen unsere Erkenntnisse überhaupt keine Rhapsodie sein, sondern sie müssen ein System ausmachen, in welchem sie allein die wesentlichen Zwecke derselben unterstützen und befördern können.« Womit wir wieder bei der instrumentellen, wenn jetzt auch objektiv gewendeten Vernunft wären und der vernünftige Erwachsene noch immer nicht deutlich im Bilde ist.

3

Wegstrecken. Also suchen wir nach Spuren, die nicht auf eindeutigen Wegen laufen und simplen Ordnungen folgen. Ich beginne weiter vorn.

»Gute Jugend glaubt, daß sie Flügel habe... Bereits ein junger Mensch, der etwas in sich stecken fühlt, weiß, was das bedeutet, das Dämmernde, Erwartete, die Stimme von morgen. Er fühlt sich zu etwas berufen, das in ihm umgeht, in seiner eigenen Frische sich bewegt und das bisher Gewordene, die Welt des Erwachsenen überholt« (Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Berlin 1953, S. 131). Das Heraussehn aus dem Gefängnis des äußeren, muffig gewordenen oder muffig erscheinenden Zwangs, aber auch der eigenen Unreife: das Ausbrechen und Hineinwachsen. Das unfertige und herumsuchende Subjekt wittert Morgenluft, noch wenn die äußeren Bedingungen miserabel sind.

»Gute Jugend glaubt, daß sie Flügel habe.«

Wäre so der vernünftige Ideal-Erwachsene der Abgeklärte, der mit dem Herumirren und Herumschwirren aufgehört hat, der sich zwar nicht zur Ruhe setzt, aber seine Möglichkeiten kennt, seine Grenzen und der kontrolliert seine Kreise zieht. Der vernünftige Erwachsene als Gegenbild. Er hat sich angepaßt, paßt andere an, routiniert, ergeben oder zufrieden, wenn auch nicht gefeit.

Ein von den Nachbarn und Arbeitskollegen als freundlich und umgänglich geschilderter Polizeiwachtmeister erschießt seine Frau und seinen fünfjährigen Sohn. Ein Zahnarzt, 43 Jahre alt, verkauft seine Praxis, segelt mit einem Boot in den Pazifik, um auf einer Insel als Frührentner zu leben.

Ein glücklich verheirateter Ingenieur, drei Kinder, erhängt sich, ohne daß in seiner Umgebung jemand auch nur einen einigermaßen plausiblen Grund nennen kann.

Ausnahmefälle. Ansonsten bleibt die Deutung: Vernünftig. Erwachsenen. Es geht wunschgemäß mit rechten Dingen her. Es sind die »Gesunden«, die Mittleren im Leben, die Dinge laufen nach dem *bon sens*. »Es sollte der Einstand des Zeigers in der Waage der Umstände sein, der ordentliche Wandel, wo sich gut sein läßt« (Bloch).

Bewegter Stillstand, für eine Weile. Die Grenzen sind abgesteckt, wenn auch ab und zu durchbrechbar.

»Hundert dumme Buben in mir, die mir übrigens in diesem Moment

wertvoll vorkommen, veranlassen mich zum klangvollen Ausruf: 'Er hat mit einem sich melancholisch um seine Konzentriertheit drehenden Karussell Ähnlichkeit...' Ich werfe die tragikomische Frage auf: Weiß der gemachte Mann um das Unentrinnbare seiner Stupiditäten, und vermag er sich vielleicht zu erinnern, daß er mir einmal sagte, ich trüge nicht Sorge zu mir, sei eine Art Verschwender meiner selber?...« (Robert Walser, *Der gemachte Mann*, in: *Das Gesamtwerk XI*, Frankfurt a.M. 1978, S. 137).

»Unser Kaufmann hier wurde vielleicht nur so aus Zufall Kaufmann, und doch lebten hauptsächlich Kalkulationen in ihm, und wieder zeigte er für jede Art Bildung, Wissen die erstaunlichste und schönste Fähigkeit, sich zu enthusiastisieren. Er hätte stiller, sanfter, gütiger sein sollen, aber was soll das heißen: er hätte sollen? Er war eben der, der er war...« (Walser, X, S. 52). Zeit der Reife. Oder Gelassenheit als Schutzhause. Vorsicht als Material für den Zaun.

4

Erwachsen/Verwachsen. »Willst du nie erwachsen werden?«, fragt der Achtzigjährige, der bereits wieder Anrecht aufs Nicht-mehr-dabei-sein-Müssen hat, den fünfzigjährigen Sohn: »In dieser Aufmachung nimmt dich keiner ernst. Du mußt besser auf dich achten.«

Der Graue, der nicht auffällt, der vieles, wenn auch nicht alles erreicht hat, der den *cordon sanitaire* nicht zu ziehen braucht, nicht bewußt, weil er da ist, erworben natürlich. Angeeignet unter Verzicht mit viel Einsatz und Verdrängungsleistungen. Der Normale, der vernünftige Erwachsene, ist keine bloß soziologische Fiktion; es gibt ihn, in vielen Köpfen als Wunsch, und es gibt die Abweichungen: der psychisch Kranke zum Beispiel, der kaputte Arbeitslose, der Alkoholiker, der Einsame, sie gelten als Minoritäten, als beklagenswerte Opfer unserer brutalen Gesellschaft. Weil es Kranke und Außenseiter immer und überall gibt. Und die andern, die schweigende und verschwiegene Mehrheit: Steht sie, ohne geballte Faust in der Tasche oder gar draußen, gerade für das Funktionieren der Gesellschaft? Man könnte sagen, es seien die Vernunft-Erachsenen. Sofort muß man freilich nachfragen: Gibt es sie überhaupt?

Es kommt auf die Perspektive an, sowohl was die Vernunft als auch, was das Erwachsensein ausmacht. Der Lehrling, der in seinem kaum älteren Vorgesetzten einen Erwachsenen sieht, hat nicht unrecht: Für einen Fünfzehnjährigen ist der zwanzigjährige Angestellte erwachsen. Und er bleibt für ihn ein Erwachsener auch dann, wenn sie sich, zufällig, abends in einem Spielsalon treffen sollten und sich beide an ähnlichen *war-game*-Automa-ten austoben. Der Ältere scheint dem Jüngeren reifer, fertiger, selbstsicherer, noch wenn er all das nicht sein sollte.

Der Erwachsene, gar der vernünftige, ist eine Kopfgeburt und nicht nur im eigenen ausgebrütet, sondern vorab in den Köpfen der andern. Erwachsenen wissen, wer erwachsen ist und vernünftig, auch wenn berechtigte Kriterien kaum existieren. Sie haben ihr Urteil, das sie als von andern geteilt fühlen. Auf alle Fälle brauchen sie, um sich eingebettet zu fühlen, diese kollektiv vermittelte Sicherheit; kein leichtes Unternehmen, aber die Schulen, die Herren der Arbeitswelt und die Verkaufsstrategen der Warenhäuser helfen bei diesem komplizierten Puzzle.

Gegenwehr. Noch gibt es die Vernünftigen, die, unbeirrbar, im empathischen Sinn von Vernunft reden, sich auf das Ganze des Seienden beziehen und auf die Idee einer Versöhnung des einzelnen mit der Gesellschaft nicht verzichten wollen. Sie glauben, noch immer, an Aufklärung, halten daran fest; es sind die Real-Erwachsenen, die Eigensinnigen, Mündigen. Vernünftig und herrschaftsfrei reden; der Versuch der Beteiligten, Konsens über gemeinsame Einsichten und nicht über irgendwelche Machtchancen herzustellen. Ein akademisches Friedensidyll, noch mitten im eigenen Betrieb, aber machbar. Außerhalb indes nur schwer zu praktizieren. Als Modell faszinierend, als Versuch unbedingt notwendig, schon um nicht immer, wie angesichts der Trauergeschichte der Aufklärung zwar verständlich, vom Elend zu sprechen, vom Scheitern, sondern von Chancen der Aufklärung.

Die Wissenschaft ist wie der Hahn, der kräht, wenn es noch Nacht ist, schreibt Serge Moscovici. Sie kündigt den Tag an. Sie ist auf der Höhe ihrer Zeit, weil sie ihr voraus ist.

Das kann durchaus immer wieder vorkommen.

Es kommt auch vor, daß Professoren auf die Straße gehen, um mit anderen zusammen Blockaden zu errichten. Keine Demonstrationsschwärmerei, wohl aber ein Stück ins Erwachsen-sein gerettete Radikalität im Gesellschaftlichen, so wie auch das wissenschaftliche Voraussein nur mit radikalem Denken erzeugbar ist.

Der eigensinnige, mündige Bürger: Weder Konformisten, die aus Angst oder Bequemlichkeit mitmachen und mitlaufen, noch Kongruisten, die gar nicht anders können, weil sie nicht mehr wissen, was sie eigentlich können sollten, sondern eben Bürger, die öffentlich kritisieren, hellwach, und die, wenn's sein muß, Widerstand leisten, sich widerborstig zeigen, informiert und zäh.

Geburtstag der Unbeschränktheit. Die Auflösung, die Verunsicherung in den sozialen Bindungen, der beschleunigte Lebensrhythmus, die neuen Formen der Nachrichtenvermittlung, bringen es mit sich, daß auch der angeblich Reife, der Erwachsene, sich inmitten des Getriebes unsicher und fremd fühlt; nicht nur vis-à-vis der Arbeit. Die Gefahr, daß darin die *raison d'être* ebenso verlorengeht wie das Selbstgefühl, wird kaum mehr unterschätzt, aber die Zaghaftigkeit, wenn nicht Feigheit im gesellschaftlichen Denken, bleibt groß. In der Wissenschaft sowieso. Der Hahn, der vornwegekräht, ist ein rares Gefieder.

Die Literatur hat, im Gegensatz zu den Sozialwissenschaften, den vernünftigen Erwachsenen kaum, und wenn, ironisch, höhnisch im Visier. Die Narren, die Verrückten, die Flaneure signalisieren seit langem die nichterwachsenen Erwachsenen, die jede Übereinstimmung mit der pseudoaufklärerischen Vernunft und ihrem Rentabilitätsprinzip strikt ablehnen; so setzen sie um auf Verschwendug, Erotik, Raserei, Mystik — auf Unvernunft aus Vernunftsgründen. Das Oszillieren am Rande und das sich Hinbegeben ins Chaotische, in dem wir uns ohnehin befinden.

»Nun steht es da, dies Ich, Träger alles erlebten Inhaltes, allem erlebba-

ren Inhalt präformiert. Anfang und Ende, Echo und Rauchfang seiner selbst, Bewußtsein bis in alle Falten, Apriori experimentell evakuiert, Kosmos, Pfauenrad diskursiver Eskapaden, Gott durch keine Nieswurz zu Geräusch lanciert; — Bewußtsein, fladenhaft, Affekte Zerebrismen; Bewußtsein bis zur Lichtscheu, Sexus inhärent... Erlosches Auge, Pupille steht nach innen, nirgends mehr Personen... Ohren verwachsen, läuschend in die Schnecke...« (Gottfried Benn, *Das moderne Ich*, Ges. Werke Bd. 3, München 1975, S. 581f).

Das moderne Ich?

Die Kehrseite der Naturbeherrschung, die sich als Trug herausstellt, ist der schleichende Selbstmord der Menschheit; die Kehrseite der instrumentellen Vernunft, des vernünftig Erwachsenseins; ist die Gefahr, bei Erschütterungen und Einbrüchen ins nicht zu bremsende Schleudern zu geraten. Die Gefahr ist auf alle Fälle größer als bei denen, die im labyrinthischen Denken geübt sind und sich auch im Dunkeln fortbewegen können. Während der Vernünftige Irrwegen um jeden Preis auszuweichen versucht, insistierte bereits Walter Benjamin darauf, daß man sich in den großen Städten zu verirren lernen müsse. Im Unbekannten Wege legen, sich dem Unerwarteten aussetzen, um gleichzeitig rasch größere Abschnitte als Vertrautes wiedererkennen zu können. Aufs Hören, Fühlen und Sehen kommt's hier genau so an wie aufs Wort.

Im *Mann ohne Eigenschaft* sagt Clarisse an einer Stelle, sie habe beim Zuhören den Eindruck gehabt, wenn man uns aufschneiden könnte, so würde unser ganzes Leben vielleicht wie ein Ring aussehen, bloß so rund um etwas. Sie hatte schon vorher ihren Ehering abgezogen und guckte nun durch seine Öffnung gegen die belichtete Wand: »Ich meine, in seiner Mitte ist doch nichts, und doch sieht er genauso aus, als ob es ihm nur darauf ankäme« (Musil, Ges. Werke, Bd. 2, Reinbek 1978, S. 369).

Labyrinth-Vernunft, Wachräume, Nachdenken sind eher vorstellbare Überlebensbewegungen als das zweckmäßige Denken des vernünftigen Erwachsenen, der Hülse ist und ohnehin längst hoffnungslos von der Natur- und Gesellschaftsbeherrschung abgeschnitten handeln muß, der in Systemen steckt und die dort produzierten Zwänge, im einzelnen das Zwangshafte, in vielerlei Formen, wiederholt, wobei es nicht ganz Erfaßtes gibt, das glücklich Überlebende, Hinübergerettete, Weiterreibende, und die Male der Verstümmelung. Mit Erwachsensein hat das auch zu tun; mehr aber noch damit, wie Vernunft auch List, Widerstand und das Beharren auf dem Eigenen voraussetzt.

Nacht- und Tagdenker, Vernünftige/Unvernünftige: »Obgleich sie nicht sprechen, gesteinigt von ihren Gedanken« (Henri Michaux). Erwach... Erwachsen... Entwachsen

Verwachsen

Man wird sich erinnern müssen und weiter

Der riesige Lenin
 Auf dem Panzerwagen stehend
 Streckt den Arm aus
 Nach den kommenden Zeiten
 In der Hand seine eherne Mütze
 In der über den Köpfen
 Die Schwalben nisten
 Die Spatzen zirpen
 Die Lerchen rufen
 Die eisernen Krähen krächzen
 Die künstlichen Nachtigallen sängen schöner
 Aber sie können nicht fliegen

Wie ich
 Die eiserne Lerche

Mütter, Väter und Wunschmaschinenkinder

So schwer: für die Mütter sprechen zu müssen, wo unsreiner noch nicht genug hat gegen die Mütter sagen dürfen...
 (Oskar Raadel, alfränkischer Taoist, 1883-1941)

Der folgende Text ist eine notwendige und schwierige Zwischenüberlegung. Im ersten Text (*Debatte* 1/85) ging es um die Änderungen in der Art, wie wir über uns selbst nachdenken können. Eine Revolution in unserem Menschenbild wird notwendig durch die neuesten Produkte menschlicher (männlicher?) Ingenieurskunst: die »denkenden Maschinen«. Von ihnen wird in diesem mittleren Teil erst gegen Schluß wieder die Rede sein, es geht zunächst um die folgende Frage: Ist es sinnvoll zu sagen, etwas Lebendiges (oder auch: ein Quasileben) könne »produziert« werden, zum ersten Mal oder immer auf ein neues Mal? Wie unterscheidet sich das Produzieren von Gegenständen, von Produkten, die *man* von sich abtrennen kann und die äußere Maschinen werden können, vom »Produzieren der nachfolgenden Generation«, der Kinder, die *frau* mit sich verbinden muß? Es geht darum, was Mütterarbeit und Produktionsarbeit unterscheidet und verbindet.

Vorsicht! Gleich ein Warnzeichen, weil es nicht nur um Frauen und Männer, nicht vorrangig um den Geschlechtsunterschied gehen wird. Das scheint fast unmöglich, wenn wir den Lexika folgen: Danach wären Mutter und Frau ebenso wie Vater und Mann Begriffe, die immer zusammenfallen. Ich zitiere den ersten Brockhaus nach dem deutschen Faschismus, aus den fünfziger Jahren:

Mutter (ahd. muoter), 1)M. latein. mater, die Frau im Verhältnis zu ihren Kindern (...). Mutterschaft und Mütterlichkeit gelten allgemein als die edelste Bestimmung und die bedeutendste Lebensaufgabe der -» Frau. Die Hochachtung vor der M. ist über die Erde verbreitet und in Ethik- und Moralsystemen verankert. In vielen Religionen genießt die M. Verehrung; für das Christentum -» Maria, Mutter Jesu. In manchen Kulturen ist die M. das Symbol der Erde, des Chthonischen (-»Mutterkult). ... Band 8, MIK-PAR, S. 228.

Vater, latein. Pater, der ehel. oder unehel. Erzeuger eines Kindes (-»Abstammung). Bei -»Annahme an Kindes Statt wird ein Mann zum Adoptivvater. Die Religionsgeschichte kennt neben Muttergottheiten (...) auch Gottesgestalten, welche die idealisierten und gesteigerten Züge des V. tragen. Im Gegensatz zu den naturhaft gebundenen, empfangenden, gebären-den, hegenden und pflegenden Muttergottheiten sind die V.-Götter stärke-

rer Vergeistigung zugänglich; sie werden als handelnd und gestaltend, schaffend, willensmächtig, zielstrebig und herrschend vorgestellt... Band 12, UNK-ZZ, S. 58.

Versuchen wir zunächst, dieses Zusammenfallen der Geschlechterpolarität mit der Elternpolarität aus den Definitionen herauszunehmen. Die Mütter, das sind dann *Menschen im Verhältnis zu ihren Kindern*, wie sie die Kinder in und um sich aufwachsen lassen. In Urzeiten sind sie wie die Erde, die uns alle nährt, kultisch verehrt worden, und dennoch hat man seitdem die Hochachtung vor solchen Wesen, die empfangen und gebären, hegen und pflegen können, in Moralsystemen fest verankern müssen. Die Väter dagegen sind *Menschen, für die als einziges Verhältnis zu ihren Kindern die Abstammung zählt*, durch welche sie Rechte an ihnen erwerben. Ansonsten können sie tun und lassen, was sie wollen, von einem Vaterkult weiß das Lexikon nichts. Wohl aber werden die 36 folgenden Zeilen der »Vaterherrschaft« und dem »Vaterrecht« gewidmet. Sagt das schon alles?

Schauen wir uns zunächst einmal an, welche Geschichte in dem Begriff des *Erzeugers eines Kindes* verborgen sein könnte: Jemand streift durch die Welt, hinterläßt an einem fruchtbaren Ort eine Handvoll Samen, kommt nach abenteuerlichen Wanderungen zurück und sagt, das mittlerweile herangewachsene Geschöpf betrachtend: »Das stammt von mir, das kann ich jetzt gut brauchen«. Wenn es nicht gerade um echte Menschenkinder geht, könnte dieser Jemand gerade so gut jede Frau sein, und es gibt sogar überzeugende Gründe dafür, daß die Zähmung der Getreidepflanzen die historische Leistung von *Erzeugerinnen* war (vor gut zwölftausend Jahren).

Nun weiß aber jeder Schuljunge, daß man als Vater keine Pflanzensamen verstreuen kann, denn diese sind ja schon autonome, wenn auch noch schlafende Pflanzenkinder. Nein, was der Mann zu einem Menschenkind beiträgt, ist kein Same, sondern eine Art bewegliche Botschaft, die nur die Hälfte der ganzen Geschichte erzählt. Nach der Aufnahme in die mütterliche Eizelle löst sich der Körper des Spermiums auf, die Produktionsanweisungen an die Maschinerie der nunmehr autonom gewordenen Zelle vermischen sich, neue und ganz eigensinnige Dominanzen bilden sich heraus, und das Ei beginnt seine Selbstvervielfältigung im Schutz der mütterlichen, feuchtwarmen Höhlung.

Dennoch steht im Lexikon »Erzeuger«, und dies reproduziert entgegen aller neuen Erkenntnis das Sämann-Bild von der Zeugung, denn auch der heutige Bauer heißt »Erzeuger«, zumindest, wenn es um die Preise geht. Wir müssen hier eine fundamentale Verkehrung konstatieren: Das Säen und Ernten wird zwar von den Frauen erfunden und praktiziert, dann aber über Jahrtausende als das entscheidende Merkmal der Väter fixiert, wie der Ethnologe Klaus E. Müller in seinem Buch »Die bessere und die schlechtere Hälfte« an eindrücklichen Beispielen belegt. Sogar ein allseits verehrter Patriarch der westlichen Philosophie verteidigte die Theorie, daß das Wesentliche am Kind vom Vater (ab-)stamme:

»Die Frau, so in Kürze die Konzeption des großen Gelehrten und Philosophen, steuert zur Entstehung des Kindes einzig die *stoffliche Bildemasse* — das im Leib akkumulierte Menstruationsblut — bei; ihre Natur bestimmt sie lediglich zu *passiver Rezeptivität*. Der Anteil des Mannes jedoch, der seiner Wesensbestimmung zufolge ganz zielstrebig *schöpferische Ak-*

tivität ist, erscheint demgegenüber nicht nur zwiefältiger Art, sondern insfern auch bedeutsamer, als er, zum einen, in der Übermittlung der — im Sperma enthaltenen — *Gestaltkraft* besteht, die dem Stoff erst die *Form* gibt, und, zum anderen, dem sich bildenden Organismus zugleich das Prinzip der Bewegung mitteilt, das ihm letztlich das Leben, also die *Seele* (die Vitalseele: *psyche*), verleiht: 'Der physische Teil, der Leib', so Aristoteles mit aller wünschenswerten Eindeutigkeit, 'stammt von der Frau, die Seele vom Manne'.« (Klaus E. Müller)

Nachdem wir uns über die patriarchalische Blindheit ein wenig entsetzt haben, müssen wir allerdings zugeben, daß auch nach heutiger Auffassung Aristoteles im Recht ist, *sobald wir das Sperma des Mannes als Pflanzensamen deuten*: Im ruhenden Pflanzenembryo wartet tatsächlich eine innere Aktivität, die heute nicht mehr »Vitalseele« heißt, sondern als ein »Ultrazyklus« von vernetzten Produktionsprozessen (siehe zum Begriff des Ultrazyklus: Ernst von Weizsäcker »Offene Systeme I« (Stuttgart: Klett 1974) und Erich Jantsch »Die Selbstorganisation des Universums«.) verstanden werden kann. Dieses »Prinzip der Bewegung« wartet auf geeignete Umgebungsverhältnisse im Boden, im Lichtstrom und in den Nährstoff-Flüssen, die sich in der Regel auch einstellen werden: In einem jahreszeitlichen Rhythmus, der in die lebendige Erfahrung dieser Pflanzengattung eingegangen ist. Solche frühen »mütterlichen« Umgebungen sind für Pflanzenkinder nicht (wie für Tierkinder) in engen Grenzen eindeutig bestimmt. Vielmehr können die Samen in einer *Vielfalt* von konkreten Biotopen ihre Selbstentfaltung zu einer intern vordefinierten Gestalt beginnen. Ihre endgültige Gestalt allerdings vermögen die Pflanzenkinder nicht zu bestimmen, sie unterliegen den viel stärkeren Zwängen, Beschniedungen und Fesselungen, die die Gärtnner und Bauern zum eigenen Nutzen aktiv in die mütterliche Umgebung einfügen. Es ist also schon wahr: Die Tätigkeit des Sämanns bringt ein gestaltbildendes und aktives »Erstes« (Prinzip) in Kontakt mit einer »stofflichen Bildemasse«, und dieses Säen geht über in die Tätigkeit der Aufzucht, in eine »schöpferische«, formende Aktivität. Aber, man kann es nicht oft genug wiederholen: dieses handelnde Subjekt »Sämann« ist in der Geschichte immer auch durch die Frauen realisiert worden. Sie waren wahrscheinlich die Erzeugerinnen der Pflanzen. Später erst wurden die Frauen als Mütter mit dem passiven Boden identifiziert, auf dem der Herr und Bauer seinen Stamm gründen kann.

Kann noch rekonstruiert werden, was vor dieser fundamentalen Verkehrung als Merkmal der Männer galt? Gab es denn vorher überhaupt den Begriff des Vaters als Erzeuger, wenn dieser doch mit der Existenz und der Wahrheit des Sämann-Bildes steht und fällt? Wir müssen uns dazu zunächst mit dem viel besser bekannten, uralten Bild für die große Mutter Erde, mit der »phthaonischen Gottheit« aus dem Lexikon beschäftigen.

Hans Peter Duerr spricht in seinem neuen Buch (»*Sedna oder die Liebe zum Leben*«) von der Urgesellschaft als der Lebensform der »Jäger und Sammlerinnen«, und drückt durch diese einfache Änderung der Bezeichnung schon eine Hypothese über die ursprüngliche Arbeitsteilung aus. Um diese geht es in dem Text jedoch nicht (ein wesentlicher Mangel), sondern Duerr spricht fast ausschließlich von den Mythen, die für die frühen Menschen das Geheimnis des Erzeugens und des Gebärens enthüllten. Die Er-

klärungen dieses Geheimnisses und die in den mythischen Berichten versteckten Regeln für das richtige Leben, das zeigt Duerr anschaulich und materialreich, haben sich gleichlaufend mit der Änderung der Lebensformen (vor allem der Produktionsweisen) radikal geändert: Wildbeuter denken anders über die große Gebärerin, als es die dörflich wohnenden Feldbauern tun. Und doch sind sich die Mythen in einem gleich: Die Männer sind — ob als Schamanen oder später als Erzeuger und Befruchtter — wichtig für die tätige, bewußte und wagemutige Sicherung der *Wiederkehr der natürlichen Lebensmittel*, der Jagdtiere und der fruchtbringenden Pflanzen. Die Frauen aber sind die Gebärenden, die absichtslos und naturhaft das neue Leben in die Welt bringen können. Wieviel redegewandte Hoffnung, welch komplizierter Ritus und was für eine gefährliche Magie von den Männern gefunden, erfunden und immer wieder praktiziert werden mußte, damit die mütterliche Erde auch wirklich hergab, was man brauchte, können wir uns heute kaum mehr vorstellen.

Hans Peter Duerr schildert in »*Sedna*« eine große Entwicklungsfigur dieser mythischen Vorstellungen und der zugehörigen Symbolismen, Bilder und Riten. Diese Figur, die er nirgends ganz klar ausspricht, möchte ich als eine *Reihe magischer Tätigkeiten* schildern, die mit den reproduktiven Zyklen (vor allem des Jahreslaufs) zusammenhängen:

(1) Um die Wintersonnwende in entfernte, mütterliche Höhlen reisen, um dort die Tiere wieder gebären zu helfen: Dies war die Aufgabe der ursprünglichsten, frühesten Schamanen bei den Wildbeutern (noch vor der Entdeckung des Säens). Duerr meint, daß die steinzeitlichen Höhlenmaleien vor allem durch diesen reproduktiven Ritus erklärbar sind.

(2) In den mütterlichen Höhlen durch die Vereinigung mit einer jungen Frau (nicht notwendig einer wirklichen) den dort vorhandenen Samen in hilfreiche Pflanzen- und Tiergeister verwandeln: Dies ist die neue Form der Erklärung der Wichtigkeit von Männer-Schamanen, wenn die ersten Pflanzenarten (Emmer, Mais, Bohnen zum Beispiel) gezähmt sind. Man beachte: Die Männer bringen den Samen noch nicht mit, aber ihre tätige Liebe ist auch hier notwendig zur Wiedergeburt der Tiere (wie früher) und der Pflanzen (seit der Entdeckung des Säens).

(3) In der entwickelten Jungsteinzeit (vor 10 bis 15.000 Jahren) bauen die Männer nun neben steinernen Wohnhäusern noch große gebärmächtige Riesenfrauen als steinerne Symbolierung der Naturmutter in großen Tempeln. Ein wenig spekulativ kann man mit Duerr vermuten, daß diese Müttersymbole alljährlich rituell befruchtet werden mußten, um den nunmehr deutlicher werdenden Mythos vom männlichen Erzeuger, vom Besamer der Erdmutter öffentlich zu demonstrieren.

(4) Die steinernen Symbole wurden gewiß niemals mit den damit gemeinten widerspenstigen und gefährlichen Müttergöttinnen verwechselt. Die Katastrophen des Bauernlebens mit Unwettern, Dürre oder auch plünderten Fremden machten nur allzu klar, daß es der magischen Macht der Priester keineswegs immer gelang, die Wiederkehr der Lebensmittel abzusichern. Das einfache Landvolk befolgte daher jahrtausendelang (und mancherorts auch heute noch) seine festlichen Riten im Jahreslauf. In vielen Ländern gab es jedoch ab etwa 1000 Jahren v.u.Z. eine herrschende Schicht von eingefallenen Eroberern — im westlichen Teil von Eurasien sind dies

meist die berüchtigten »Indogermanen« — die jene unberechenbaren Müttergottheiten nicht mehr durch Riten, sondern durch Erzählungen über die Heldenaten, Vergewaltigungen und großen Kriege der neuen Männergötter im Zaum und nun auch im Schrecken zu halten versuchen: Zeus, Odin und andere »willensmächtige, zielstrebig und herrschende« Männer sind von nun an die Vorbilder für die aufwachsenden Knaben. Diese Götter, so erzählen es die »germanischen und griechischen Heldenägen«, haben das Muttervolk ein für allemal unterworfen, leben seither gut von ihm, gönnen sich Götterspeisen und gehen auf Raubzüge, wenn das Ambrosia knapp oder die Langeweile übermäßig zu werden droht.

Der Übergang vom dritten zum vierten Typ der Sicherung der Lebensmittel ist verbunden mit dem Übergang zu archaischen Klassengesellschaften: Im Zweistromland, in Ägypten, Indien, China und — viel später — in Mittelamerika bilden sich sehr unterschiedliche Formen des Staats und der herrschaftssichernden Mythologie heraus. Hier ist nicht der Platz — und mir fehlt die detaillierte Übersicht — zu einer gründlichen Diskussion dieser historischen Periode. Ab diesem Übergang wird auch Duerrs Argumentation sehr viel wolkiger und lückenhafter; er macht zwei Riesensprünge, zuerst nach Indien, zu den weltentsagenden Mythologien, und dann zu uns heute und zu unserer wachsenden Faszination an »östlichen Philosophien«. Duerr macht diese Sprünge, um zu zeigen, daß nach der endgültigen Etablierung der Klassenspaltung im nahen Osten und in Indien ein Verhältnis zur Natur entsteht, das nicht mehr wie bei den Wildbeutern auf der tätigen, regenerierenden Liebe zur nährenden Mutternatur gründet, sondern in dem die reproduktiven Zyklen der Natur und des gesellschaftlichen Lebens als quälende Wiederkehr der immer gleichen Mühsal und Schuldverstrickung erscheinen (nachzulesen zum Beispiel in der Bibel oder in buddhistischen Texten). So interessant dies Thema der Weltentsagung oder Weltflucht auch sein mag, unser Kontext hier verbietet uns, darauf näher einzugehen. Wir müssen uns ja mit der höchst diesseitigen *Weltveränderung* durch die Produktion von »künstlicher Intelligenz« oder gar von »künstlichem Leben« beschäftigen, an der die heutigen Männer maßgeblich, in herrschender Stellung, beteiligt sind.

Aus den geschilderten Wandlungen im Verhältnis der Menschen zur Großen Mutter können wir nun aber ablesen, daß die Männer sich schon immer in die (Re-)Produktion des Lebens eingemischt haben: Zunächst als liebevolle Geburtshelfer, dann als zunehmend gewaltsam eingreifende Erzeuger und Herren der Welt. Die Arbeit der frühen Schamanen war noch Mütterarbeit: Hegende und pflegende Tätigkeit, um einem selbständig sich entwickelnden Kindwesen zur (organischen oder sozialen) Geburt zu verhelfen. Mit dem Übergang von der bloß symbolischen Regeneration der Lebensmittel zur tatsächlich eingreifenden und planvollen Reproduktion des Viehs und der Kulturpflanzen entstand die früheste Form der Produktionsarbeit, in der die Naturprozesse zur regelmäßigen Hergabe der Lebensmittel (mehr oder weniger erfolgreich) gezwungen werden können. »Gewaltsamkeit des Zusammenhangs«, so zeigen Oskar Negt und Alexander Kluge in »Geschichte und Eigensinn«, ist seither das Hauptmerkmal der Produktionsprozesse, und damit der Produktionsarbeit überhaupt. In der Polarität von Mütterarbeit und Produktionsarbeit ist die letztere so dominant,

das heißt: so herrschend geworden, daß die mütterlich strukturierte Arbeit faktisch aus dem Kernbereich der (Lohn-)Arbeit herausgedrängt ist, soweit es sich um die eigenen Kinder handelt. Sie wird umsonst, »aus Liebe« geleistet, in einem Kontext von männlicher Gewalt, der noch vor 100 Jahren von sichtbaren Landesvätern befehligt wurde, heute jedoch wie von selbst funktioniert. In unserer vaterlosen Gesellschaft mit der ihr eigenen »Taylorisierung der Ethik« (Wolfgang Krohn in *Debatte* 2/85) sind die Männer nur noch als *Funktionäre* der strukturellen Gewalt sichtbar, niemand ist mehr für die Reproduktion des Ganzen verantwortlich zu machen.

Ich muß also von der Männergewalt, von der Herrschaft der Väter sprechen, aber ich merke großen Widerstand. Es fällt mir schwer, mich als ein Erbe jener gewalttätigen Herren zu sehen, dennoch ist es so. Die Generation unserer Väter oder Großväter umfaßt auch diejenigen Menschen, die im Namen der deutschen »Volksgemeinschaft« so entsetzliche Gewalttaten begangen haben, daß es auch heute noch nicht durchsetzbar ist, ihre Leugnung — die Neonazi-Parole von der »Auschwitz-Lüge« — unter Strafe zu stellen. Wir können nicht einfach so tun, als verbinde uns keine Verwandtschaft mit den faschistischen Männern, deren blutige Gewaltträume und zugehörigen Ängste vor der verschlingenden Frau und Mutter seit Theweleit's »Männerphantasien« wenigstens öffentlich, und daher diskutierbar gemacht worden sind. Aber: Können wir Männer jemals die richtige Distanz zu jenen historischen Tatsachen finden? Müssen wir nicht fürchten, bereits in unserer biologischen Ausstattung zur Gewalt verdammt zu sein, wo doch angesehene Wissenschaftler von angeborener Aggressivität (Konrad Lorenz) oder auch vom Todestrieb (Sigmund Freud) sprechen?

Nein. Mir ein Beispiel an den Feministinnen nehmend, will und werde ich mich als biologischer Mann nicht auf den sozialen Mann, auf den gewalttätigen Erzeuger, reduzieren lassen, auch nicht theoretisch. Im Verhältnis zu meinen und anderen Kindern will ich männliche Mutter sein oder doch werden. »Mütterliche Männer, verbindet Euch!«, möchte ich rufen, aber meine Stimme will mir nicht gehorchen. Ich spüre die Spaltungen in mir selbst, höre die Forderungen, daß einer den Vater spielen müßt, und die Argumente, daß jemand doch immer das Unentscheidbare entscheiden und die damit festgelegte Linie konsequent verfolgen müsse, sonst käme die erhoffte Zukunft nicht wirklich in die Welt.

Solche Verwirrungen, Ängste und verlorenen Sicherheiten bedrängen aber nicht nur mich, sie wirken im gesellschaftlichen Unbewußten und also in allen Familien. Im *Kursbuch* 76 »Die Mütter« ist das Panorama von Verunsicherungen und Abwehrmechanismen ausgebreitet, in dem sich die derzeitige Revolution der Familienformen vollzieht — mit durchaus offenem Ausgang. Wie gut, wenn man aus solchem Chaos in die klare, logische Welt der Programmierung von Computern ausweichen kann. Die Beherrschung einer Symbolmaschine tut niemandem unmittelbar Gewalt an und eröffnet doch die grandiose Möglichkeit, synthetische Welten, Bereiche der dritten Natur, zu schaffen, in die das unberechenbare Leben nicht eindringen kann.

Es gibt einen Zusammenhang, das deutet sich hier an, zwischen Gewalt, Größenwahn und Herrschaftswissen. In Mario Erdheims Buch »Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit« erfahren wir mehr über die hi-

storischen Formen, die dieser Zusammenhang bisher schon angenommen hat. Seine Studie über die aztekische Gesellschaft, die durch rituelle Menschenopfer und andere schreckliche Gewalttätigkeiten zusammengehalten wurde, macht eindrücklich klar, daß es eine enge Korrespondenz zwischen gesellschaftlichen Gewaltstrukturen und der Selbstkontrolle gibt, die die jungen Männer an sich und ihrem Körper ausüben müssen, sobald sie aus der Familie in die Öffentlichkeit treten (eine Korrespondenz, die Theweleit auch bei den soldatischen Männern der Weimarer Republik gefunden hat): »Der Wille, den Leib zu beherrschen, übertrug sich auf die ganze Natur, und die Zwangssysteme, die den menschlichen Leib wie ein Stacheldraht umgaben, fanden ihre Entsprechung im religiösen Ritual«, schreibt Erdheim, und erläutert, daß hinter den Zwängen eine tiefe Angst verborgen war:

»Die Angst entstammte zwei Quellen: 1. dem mißhandelten und eingeschränkten Körper und 2. der Sozialordnung. Die besiegteten Völker, die nur von der militärischen Stärke der Azteken gebändigt waren, warteten nur auf die Revanche und stellten eine reale Bedrohung dar. Die Spanier erkannten dies sofort und verbündeten sich mit ihnen; ohne sie hätten die Spanier México-Tenochtitlan nie einnehmen können. Als ob diese Realängste nicht ausgereicht hätten, wurden die Azteken von phantasmagorischen Ängsten geplagt: Weltuntergänge, unberechenbare und grausame Gottheiten, die sich durch blutige Opfer kaum versöhnen ließen. Die »Maschine«, die diese Ängste produzierte, war der unterworfene Körper, und diese Ängste überwucherten letztlich die realen Ängste.« (Mario Erdheim)

Der Körper als kontrollierte Maschine, die dennoch solche übermächtigen Ängste hervorbringt: Hier haben wir wieder die Metapher, die uns schon im ersten Teil (*Debatte* 1/85) beschäftigt hat. Dort fanden wir, daß es sinnvoll ist, von »inneren Maschinen« zu sprechen, von disziplinierten Vorgehensweisen, die die Menschen in ihrem Körper ausbilden können. Diese inneren, kontrollierten Aktivitätsformen können zu »äußeren Maschinen« umgeformt werden, die man von sich abtrennen, aber auch wieder »in seinen Körper aufnehmen« kann (daraus ergab sich, daß die Körperfürzen nicht mit den Hautgrenzen des organischen Leibs zusammenfallen). Diese Maschinen, so habe ich versucht zu zeigen, sind weder tot noch lebendig, ihre Selbstdynamik ist streng kontrolliert, sie haben keine Selbstorganisation, können sich nicht reproduzieren, sondern müssen stets erneut durch Arbeit produziert werden. Daher bedarf es auch keiner Mütterarbeit zur Herstellung solcher Maschinen, so können wir nunmehr hinzufügen.

Erdheims Metapher von der Maschine, die die Ängste produziert, meint eine andere Art von Automatik: Unbewußte Dynamiken in den Personen und in den sozialen Verhältnissen, die sich selbsttätig reproduzieren und »hinter dem Rücken der Subjekte« immer wieder wirkungsmächtig werden können. Die gleiche Metapher verwendet auch Lewis Mumford, wenn er von den »unsichtbaren Maschinen« und von den »Megamaschinen« spricht (in »Mythos der Maschine«), von den sozialen Organisationsformen, durch welche die Pyramiden produziert und die großen Kriege geführt werden konnten. Gilles Deleuze und Félix Guattari schließlich haben den Begriff der *Wunschmaschinen* geprägt (im »Anti-Ödipus«). Das sind abge-

trennte Sehnsüchte, die fixiert an bestimmte Teile des Leibes oder gebunden an äußere Gegenstände ein eigenes, privates Leben führen, und solchermaßen zugleich Teile einer kranken Person sind und ihr als äußere Mächte erscheinen können: In einem Typ von Lebenskrise, der von der klassischen Psychiatrie als »schizophrener Schub«, als »endogener« Krankheitsprozeß naturalisiert worden ist.

In allen genannten Metaphern kann »Maschine« nicht streng als verkörperter Algorithmus ohne Eigenleben verstanden werden. Die Verwendung des Wortes »Maschine« in diesen Metaphern soll eine bedrohliche Dynamik und außermenschliche Kraftquelle suggerieren, so wie sie laufenden maschinellen Großanlagen eigen ist, und zugleich soll angedeutet sein, daß es keine natürliche Kraft ist, die sich da äußert, sondern eine von Menschen in die Welt gesetzte Dynamik. Es ist aber gefährlich, den Unterschied von produzierten äußeren Maschinen und unbewußt reproduzierten Dynamiken in den Personen oder den Sozialverhältnissen zu verwischen, weil den Gefahren, die beide Typen von Automatismen mit sich bringen, ganz unterschiedlich begegnet werden muß.

Am Beispiel der Psychotherapie läßt sich das vielleicht etwas klarer machen: Die Auflösung einer unbewußten Dynamik erfordert, daß sie zunächst in einer mütterlichen, schützenden und sozialen, Umgebung wieder zugelassen wird, damit die beteiligten Personen gemeinsam an einer neuen Form für die vormals abgedrängten Bedürfnisse arbeiten können. Diese neue Form kann aber nicht wie eine äußere Maschine geplant *produziert* werden, sondern sie muß, da sie ja die Eigenform einer lebendigen Person ist, sich selbst aus der alten Form herausentwickeln. Insofern werde ich, wenn ich eines meiner Kernprobleme lösen und produktiv wenden kann, zum Kind meines alten Selbst, bin nicht mehr derselbe, aber doch verwandt mit der Person, die ich einmal war. Diese Wiedergeburt, wenn sie glückt, ist eine soziale Geburt: das Resultat von Mütterarbeit.

Ob und wie dieses Prinzip auch auf die Entwicklung von konkreten Gemeinwesen übertragen werden kann, weiß ich nicht. Aber mir scheint evident, daß auch soziale Formen nicht synthetisiert werden können, sondern sich nur als Abkömmlinge der alten Formen aus ihnen herausentwickeln können. Das Lebendige können wir nicht wie eine äußere Maschine produzieren, wir können uns aber selbst zu einer sozialen Wiedergeburt verhelfen, durch Mütterarbeit in der zweiten Natur, die durch die Produktionsarbeit zwar im einzelnen erzeugt, aber nicht im ganzen bestimmt werden kann.

Peter Maiwald

Notizbuch 6

Mit gutem Beispiel vorangehen schließt nicht aus, daß jemand mit besserem nachkommt.

Die mit Arbeit Überhäuft wundern sich, daß sie keiner mehr sehen kann.

Die Gebundenen schätzen die Bindung, nicht die Haltlosen.

Du willst dir deine Einsichten nicht vernebeln lassen? Schon gut, schon gut. Was aber, wenn Nebel aufkommt?

Zusätze: Vertrauen ist gut. Kontrolle ist besser. Vertrauen ohne Kontrolle ist Religion. Kontrolle ohne Vertrauen ist Verletzung der sozialistischen Gesetzlichkeit.

Die Feinde der Neugier bescheiden uns stets: Das ist nichts Neues.

Immer wieder

Dieselben Geschichten
Dieselben Berichte
Dieselben Gedichte
Dieselben Weisen
von unserer Kälte und
die Unfähigkeit
uns loszueisen.

»Ich habe bemerkt«, sagte Herr K., »daß wir viele abschrecken von unserer Lehre dadurch, daß wir auf alles eine Antwort wissen. Könnten wir nicht im Interesse der Propaganda eine Liste der Fragen aufstellen, die uns ganz ungelöst erscheinen?«

Bertolt Brecht

Arnhelm Neusüss

Lieber Herr K.!

Was müssen das für Zeiten gewesen sein, als unsere Lehre noch abschreckte, weil sie keine Antwort schuldig blieb! Als wir das Unbehagen an umfassender Erklärungsfähigkeit bloß für bürgerlich verbündet halten durften und auf den Gedanken nicht kamen, es entspreche vielleicht auch Marxens Motto, an allem sei zu zweifeln; als neben den vielen, die unser komplettes Wissen gerade *bestach*, die wenigen, die dem nicht trauen mochten, immer noch so viele waren, daß die Auflistung offener Fragen — zur Verbreitung unserer Massenbasis und darum auch ihretwegen — lohnend schien; als diese Auflistung aber äußerst mühevoll gewesen wäre, da sie ja, weil wir *wirklich* alles wußten, nur dem Interesse der Propaganda hätte folgen können, keinem also an Erkenntnis; als wir, mangels Entdeckbarkeit auch nur scheinbar offener Fragen, eine solche Liste denn auch nicht erstellt haben; als unsere Lehre noch eine *Lehre* war, kompakt wie der Wackerstein, und als wir, fraglos fast, noch *wir* sein durften.

Ach, lieber K., hätten wir damals gewußt, was wir heute alles *nicht*, jedenfalls nicht mehr so eindeutig, wissen, wir hätten eine Liste aufmachen können, die uns noch den letzten Zweifler zugetrieben hätte! Wir hätten sie alphabetisch angelegt, von A wie Arbeiterklasse (an sich/für sich, mit der unergründeten Kluft dazwischen) bis Z wie Zentralismus (demokratischer, mit der unermessenen Bürde des Z., bürokratischer). Über B wie Bourgeoisie hätten wir, der vielen Hinsichten wegen, gewiß noch mal beraten. D wie Dialektik wäre wohl als eine von Metaphorik erst zu reinigende Kategorie unter Vorbehalt zu setzen gewesen, oder? E wie Entwicklung, gesellschaftliche (Evolution, soziale, siehe auch F wie Fortschritt) wäre als echter Diskussionspunkt ausgeworfen worden, G wie Gewerkschaften als heikles Thema und I wie Ideologie als unabsehbares Forschungsprojekt. Wären wir ganz sicher bei K wie Klassen? (Theoretisch ja, aber empirisch? Und man muß ja auch eine Berührung zwischen beidem sehen!) N wie Notwendigkeit, geschichtliche — ich hätte Ihnen vorgeschlagen, samt der Freiheit der Einsicht in dieselbe, den Terminus stillschweigend fallen zu lassen. P wie Proletariat, gut, mindestens als Zurechnungsgröße, aber was fiele uns, von der Lokomotive der Weltgeschichte abgesehen, bei R wie Revolution ein? S wie Staat, bürgerlicher, ist, hätten wir einräumen können, politökonomisch noch nicht befriedigend abgeleitet, und wie Staat, sozialistischer, ein historisch-materialistisches Geheimnis.

Gottlob hätten wir doch so manches *nicht* auf die Liste setzen müssen (können oder dürfen). Zum Beispiel — was meinen Sie? — M wie Materialismus; ganz gewiß nicht K wie Kapital, L wie Lohnarbeit, M wie Mehrwert und P wie Profit. In der hier gebotenen Kürze müssen diese Andeutungen genügen, die jedenfalls zeigen, daß ihre damals aviserte Liste heute mühe-los zu machen wäre. Leider besteht daran aber kein Interesse mehr! Wo wäre der Zweifler an unserer Generalkompetenz, den wir damit agitieren könnten? Die guten Antworten, die wir immer anzubieten hatten, sind ja der Gegenwart so gleichgültig geworden, daß sogar das Verständnis für die Richtigkeit unseres *Fragens* erlischt — Sie werden es mir nicht glauben wollen!

Selbstverständlich haben Sie — man kennt Sie ja genug, lieber K.! — Ihren Vorschlag seinerzeit *ironisch* gemeint. Zweifellos war Ihnen klar, daß die Liste nur als Sammlung *wirklich*, nicht bloß vorgeblich ungelöster Fragen möglich sein konnte. Sie wußten ja, daß unsere Lehre, nach dem begründenden Prinzip ihrer Einsichten, gar nicht alle Fragen beantworten können kann. Daran wollten Sie uns listig erinnern. Aber Ihre Ironie war an einen Konsens gebunden, der inzwischen in Fragmente, Splitter und Partikel zerfallen ist. Daher wirkt sie heute so seltsam antiquiert. Aber soll man deshalb um die alten Zeiten jammern, in denen Ihre Ironie noch hätte treffen können? Oder so tun, als lebten wir noch in den alten Zeiten?

Gern, lieber Herr K., bliebe ich mit Ihnen im Gespräch!

Herzlich

Ihr A.N.

Peter Brokmeier-Lohfing

Zwei Arten der Ideenproduktion sind es, über die Herr Keuner uns nachdenken läßt. Sie unterscheiden sich darin, wie sie den Fragenden und dessen Identität in den Vorgang dieser Produktion einbeziehen. Wer auf alles eine Antwort weiß, ist fixiert auf die methodisch und systematisch gehärtete Aussagekraft eines Wissens, das ihm und nur ihm allein angehört — wenn der Fragesteller das Wissen besäße, würde er ja nicht fragen. Welch eine verführerische Situation für den Anhänger einer Lehre, die der Arbeit des Gedankens, seiner Vernünftigkeit und Wissenschaftlichkeit ein so großes Gewicht beimißt, wie der Marxismus es von jeher tut! Aber was helfen alle Beschwörungen der Vernunft, wenn sie davon abstrahieren, was mich in meiner Lebenstätigkeit zu meiner Frage überhaupt bringt? Auf der Grundlage der Trennung von Rationalität und Motivation, von theoretischer Einsicht und praktischem Handeln bin und bleibe ich als Fragesteller nur ein Mängelwesen, ein mehr oder weniger passives Neutrüm. Keine sehr befriedigende Aussicht! Läßt sie sich vermeiden, wenn wir den zweiten Typus theoretischer Produktion anwenden? Ungelöste Fragen kann man auf sich beruhen lassen; wer das nicht will und sie öffentlich (auf »einer Liste«) als solche bezeichnet, in der Hoffnung, daß im Laufe der Zeit die Unwissenheit sich beheben lasse — der spricht zugleich eine Einladung aus. Er sagt, daß die Fragesteller selbst sich aktiv beteiligen mögen an der Suche nach der je-

weiligen Lösung, und zwar nicht nur mit ihren Träumen und Intentionen, sondern auch mit ihren Wunden und Narben, mit der lebenslang erworbenen Totalität ihrer reellen Erfahrungen. Dann und nur dann könnten aus erschlagenden Antworten »überzeugende Fragen« werden. Sie zu stellen, wird insoweit schwieriger, als der Widerspruch zwischen Kapitalismus und Sozialismus — ehemals Motor der Geschichte in der kapitalistischen Gesellschaft — die Fragenden weitgehend kalt lässt. Dagegen mit den Mitteln des ideologischen Kampfes anzurennen, bedeutet notwendig das Alleswissertum zu verstärken; ungelöste Fragen liegen weniger denn je »im Interesse der Propaganda«. Da der Grundwiderspruch jedoch auch nicht wegzaubert werden kann, wird er zum *Alp auf dem Hirne der Lebenden* (Gerd Fuchs, DEBATTE 2/85). Wie gehen wir mit diesem Alp um? Wie halten wir ihn aus? Welches sind seine Wurzeln? Und wie müssen wir fragen, um uns die Perspektive seiner Auflösung zu erarbeiten?

Rafael de la Vega

Am Anfang eines jeden Denkens, eines jeden »Philosophierens« auch, steht das Staunen. Das wußten schon die Griechen, das weiß auch jeder Vater und jede Mutter und jeder Schullehrer. Deswegen ist jede Frage als solche unsicher, offen, dialektisch; sie stellt sich selbst in Frage, ist also ganz in sich selbst enthalten (es sei denn, es wäre nur eine scholastische Scheinfrage, ein *videtur quod*), sie eröffnet Wege des Denkens, deutet Richtungen an, bereichert die Welt. Eine Antwort dagegen, auch eine richtige, schließt ab, endet in sich selbst. Daher kann eine Antwort dogmatisch sein, eine Frage aber niemals. Fragen haben nicht unbedingt einen methodologischen oder weltanschaulichen Rahmen, sie können gerade der Ausdruck einer Suche nach eben diesem Rahmen sein. Antworten können dagegen nur aus einem bestimmten Rahmen heraus sinnvoll sein, sie setzen Rahmenbedingungen voraus, die ihren Inhalt logisch und methodisch begründen.

Der Marxismus als Weltanschauung hat in der Tat eine ganze Reihe ungelöster Fragen vor sich, um von den wahrhaft unzähligen offenen Fragen zu schweigen, die die speziellen Wissenschaften (von der Paläontologie bis zur Astrophysik, von der Anthropologie bis zur Genetik), auf der Basis des historischen und dialektischen Materialismus betrieben, tagtäglich aufwerfen. Jede neue Entwicklungsetappe der Gesellschaft wird gerade für den Marxisten viel mehr Fragen als Antworten bringen, und viele von diesen Fragen werden wahrscheinlich nicht mit dem herkömmlichen begrifflichen Instrumentarium zu beantworten sein. Dies zuzugeben zeugt nicht nur von der Wissenschaftlichkeit, sondern auch von der Vitalität des Marxismus. In diesem Sinne ist der echte Marxist eher ein Fragender als ein Antwortender, und die vom Herrn K. verlangte Listenaufstellung ungelöster Fragen hätte in der Tat eine noch tiefere, noch wichtigere Funktion als das strikte Interesse der Propaganda.

Thomas Neumann

Modern Times

Eine Paraphrase der letzten Rede Tschernenkos

»An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist.«

Karl Marx, Kommunistisches Manifest

Der »Individualismus«, das ist gewissermaßen die bis zur lexikalischen Kurzform gesicherte sozialistische Erkenntnis, »hat seine Grundlage in den ökonomischen Verhältnissen des Privateigentums an Produktionsmitteln« und wurde mit ihrem Ausbau »und der Festigung der bürgerlichen Klassenherrschaft zum entscheidenden Prinzip der politischen, weltanschaulichen, rechtlichen und moralischen Rechtfertigung der kapitalistischen Ausbeutungs- und Unterdrückungsverhältnisse. In der sozialistischen Gesellschaft werden die entscheidenden sozialökonomischen Ursachen für den I. beseitigt« und die Grundlagen dafür geschaffen, »daß der sozialistische Kollettivismus, sozialistischer Gemeinschaftsgeist zum bestimmenden Prinzip des Denkens und Verhaltens werden«. Wo der I. sich dennoch zeigt, soll er überkommenen Resten kapitalistischer Vergangenheit zugeschrieben werden. (Meyers-Neues-Lexikon, Berlin, DDR, 1973)

Aber nun hat es den Anschein, daß die Wahrheit dieser Einsicht relativiert werden müßte. Es gibt nicht zuviel Individualismus, sondern zu wenig. Der Name der Sache ist vielleicht störend, aber die Sache bleibt. Und das hat mit seinem Singen der Computer getan.

In seinem letzten Aufsatz, der auch in der Bundesrepublik erschienen ist, hat Konstantin Tschernenko mit einer für Staatsmänner ungewöhnlichen Bescheidenheit, wie Jürgen Kuczynski sagte, darauf aufmerksam gemacht, daß der entwickelte Sozialismus erst am Anfang seiner Entwicklung steht und jede Illusion über schon erreichte Stadien nur verhängnisvolle Folgen haben kann.

Nachdem der politische Alltag die Ansicht korrigierte, die Entspannung sei unumkehrbar und die auf dieser Unterstellung aufbauende Hoffnung, die internationale Arbeitsteilung könnte auch bei gänzlich entgegengesetzten Interessen dem Sozialismus die Wege zur neuesten Technologie erleicht-

tern, hat Tschernenko, wie sein Vorgänger Andropow, die beide Annahmen tragende Behauptung über den Entwicklungsstand des Sozialismus revidiert und gebeten, sich zur »Realität der Gesellschaft« zu bequemen.

Lenin hat gesagt, hat Tschernenko gesagt, »über die Besonderheiten unserer Revolution nachdenkend«, daß bei allgemeiner Gesetzmäßigkeit der Entwicklung in der gesamten Weltgeschichte Modifikationen einzelner Etappen in der üblichen historischen Reihenfolge keineswegs auszuschließen, sondern im Gegenteil anzunehmen sind. »Unter der 'üblichen Reihenfolge' meinte er«, sagte Tschernenko, »die Erreichung eines solchen Entwicklungsniveaus der Produktivkräfte und der Kultur, das für die Schaffung des Sozialismus erforderlich ist. Ein solches Niveau hatte, wie Lenin feststellte, das alte Rußland im vollen Sinne nicht erreicht... Einige unserer heutigen Probleme und Schwierigkeiten sind historisch gerade damit verbunden, daß vorläufig noch nicht alle durch diese Modifikationen der 'üblichen Reihenfolge' hervorgebrachten Aufgaben bis zum Ende gelöst sind.«

Und hierher gehört der Individualismus, der eben nicht nur oder ausschließlich eine der abgefeimten Verhüllungen der in letzter Instanz wahren Interessen der Ausbeutung ist, sondern auch ihr Produkt mit seiner eigenen spezifischen Produktivität. In Kunst und Wissenschaft ist das geläufig, und wo, im Kapitalismus und im Sozialismus, dieser besondere Individualismus dissidentisch-autonome Züge zeigte, ist das jeweils individuelles Schicksal geblieben. Anders in der Produktion.

»Die Intensivierung der Produktion« — das ist die Bewegungsform des beginnenden »entwickelten Sozialismus« — ist »ohne eine interessierte, initiativreiche und schöpferische Einstellung zur Sache seitens eines jeden Beschäftigten, buchstäblich an jedem Arbeitsplatz, einfach unmöglich. Auch hier kann man nicht nur auf das allgemeine Verständnis vertrauen, daß jede Arbeit bei uns dem Zuwachs des gesellschaftlichen Reichtums dient und letztlich den Wohlstand aller Werktätigen hebt.« Das kollektive Vertrauen im vertrauten Kollektiv bleibt der Sache gegenüber 'letztlich' abstrakt. »Man muß sich gründlich darum sorgen, daß eine beliebige gesellschaftlich nützliche Arbeit von jenen, die sie ausführen, unmittelbarer und fühlbarer gerade als Arbeit für sich aufgefaßt wird.«

In der Arbeit für sich ist auch der Arbeiter für sich. Aber wie kann er zugleich sozialistischer Kollektivist und individualistischer Arbeiter sein, nicht Hennecke oder Stachanow, die im Schutz des Staates die Grenze der Norm sprengten, sondern riskant? »Die Vervollkommnung unserer Gesellschaft setzt natürlich voraus, daß wir heute besser als gestern und morgen besser als heute arbeiten müssen. Das allein reicht aber bereits nicht mehr aus. Es kommt nicht darauf an, sozusagen den Eintritt in die Etappe des entwickelten Sozialismus zu 'feiern'.«

Die Modifikation der historisch üblichen Reihenfolge, die 1917 unvermeidlich war, die zu vermeiden, wie Kautsky empfahl, die Vermeidung der Revolution gewesen wäre, muß korrigiert werden, aber nicht im Rückschritt. Es wäre an der Zeit, schrieb Lenin 1923, Leute, die an Kautskys Lehrbuch festhalten, einfach für Dummköpfe zu erklären. Tschernenko erklärte nun auch diejenigen für Dummköpfe, die an der Modifikation, die sich über den entwickelten Individualismus hinwegsetzte, für alle Zeiten

festzuhalten dachten. Wie läuft der Weg vom Kollektivismus zum Individualismus, wie ist das eine zu erreichen, ohne das andere aufzugeben? Überholen ohne einzuholen, hat mal jemand gesagt, dessen Bild inzwischen abgehängt wurde.

»Das Ergebnis, das wir durch die Einführung der neuesten Technik und Technologie in die Produktion erzielen wollen, wird richtigerweise als qualitative Umgestaltung der Produktivkräfte bestimmt. Dabei gibt es eine jedem Marxisten gut bekannte Wahrheit, die darin besteht, daß die Entwicklung der Produktivkräfte unbedingt eine ganz bestimmte gesellschaftliche Form hat, die die *Produktionsverhältnisse* bilden.« Alles hängt davon ab, »ob es uns gelingt, die entsprechenden Veränderungen in die Produktionsverhältnisse einzuführen.«

Tschernenko war nicht kleinlich, als er an den realen Stand des Sozialismus erinnerte. Seine fast testamentarische Ermahnung schließt auch »faktisch eine Umorientierung des gesellschaftlichen Bewußtseins« ein. Und Tschernenkos Nachfolger Gorbatschow, der, nebenbei gesagt, bemerkte, daß die dogmatischen Vorstellungen über »die Wechselwirkung der modernen Produktivkräfte und der sozialistischen Produktionsverhältnisse« bei weitem noch nicht überwunden sind, vergleicht die Aufgabe, den Sozialismus auf entwickeltem Plateau in Gang zu bringen, sogar mit jener aus den zwanziger Jahren, das Land zu industrialisieren.

Veränderung der Produktionsverhältnisse, des gesellschaftlichen Bewußtseins, des Selbstverständnisses in der Arbeit, eine »qualitative Wende«, unter Marxisten starke Worte; sie nähern sich einer kulturrevolutionären Ankündigung.

In den kapitalistischen Alltag hat sich die »neueste Technik und Technologie« nach den üblichen Prinzipien hineingearbeitet. Computergeschäfte von der Größe früherer Krämerläden in jeder anständigen Geschäftsstraße wurden eröffnet, man kann hineingehen, sich einführen und beraten lassen. Aber während auf diesem und hundert anderen Wegen eine ganze Gesellschaft sich mit der neuen Technik vertraut macht, trat sie bereits ganz wirklich in ihr Leben ein und revolutionierte es in vielen Fällen auf die unangenehmste Art und Weise auch sozial. Wieder zeigt sich der Individualismus von seiner schlechtesten Seite. Die Individualisierung der Arbeitsverhältnisse auf der Grundlage der höchsten Vergesellschaftung — im Unterschied zur Heimarbeit des vorigen Jahrhunderts wird die neue Individualisierung vernetzt sein — verwirrt die Gewerkschaften, die Arbeiterbewegung insgesamt, weil ihre tradierten Kollektivformen sie nicht erfassen. Sie zerstört Existenzen in millionenfacher Arbeitslosigkeit und setzt dennoch soviel Produktivität frei, daß bei anderer Gelegenheit Tschernenko sich genötigt sah, seine Partei an die bei weitem nicht erschöpften Potentiale des Kapitals zu erinnern. Während in kapitalistischen Gesellschaften also der auf die Spitze getriebene Individualismus Modifikationen der traditionellen Arbeiterkollektivität verlangt, nur um den Arbeitsschutz zu sichern, ist dieser Schutz im Sozialismus offenbar eine Schranke, der neuen Technik angemessene persönliche, individuelle Beweglichkeiten zu schaffen, die sie verlangt, wenn sie beherrscht werden soll.

»Es ist unzulässig, daß das Wachstum des Arbeitslohnes die Steigerung der Arbeitsproduktivität übertrifft. Das aber gibt es leider immer noch und

wirkt sich, wie wiederholt in den Dokumenten der Partei betont wurde, negativ auf die Wirtschaft und den Volkswohlstand aus. Einen spürbaren Verlust fügt uns jedoch auch die Praxis sozusagen entgegengesetzten Charakters zu, das heißtt, wenn die Menschen in ihrer Produktionstätigkeit eindeutig bessere Ergebnisse erzielen, dafür aber keine wesentliche materielle Anerkennung erhalten. Wer kann das berechnen, wie viele Beschäftigte dadurch in ihrer Initiative gebremst wurden, wieviel Arbeitsenthusiasmus dadurch erlosch, welche Verluste dadurch unsere Volkswirtschaft erlitt?« Und Gorbatschow sagt: Die Wirtschaftswissenschaft gibt »vorläufig noch keine entfaltete Konzeption der Wege des Übergangs zu einer dynamischen, hocheffektiven Wirtschaft, der Schaffung eines vollkommenen Wirtschaftsmechanismus«.

Der Computer entkleidet alle bisher ehrwürdigen und mit frommer Scheu betrachteten Tätigkeiten ihres Heiligenscheins, das kollektive Fließband samt seiner Karikatur, Chaplins modern times; und der Kapitalismus stellt sich prall und produktiv als Postmoderne zur Schau. »Bei uns gibt es aber recht viele Betriebe«, sagte Tschernenko, »die mit bereits überholter Technik und unter Anwendung von Technologien des gestrigen Tages arbeiten. Es gibt auch solche, in denen die manuelle, wenig qualifizierte Arbeit überwiegt, die bei uns bekanntlich immer noch Millionen von Menschen verrichten. Das bedeutet aber, daß hier der materiell-technische und der organisatorische Aspekt der Produktion, wie es in der Sprache der Dialektik heißtt, in gewissem Widerspruch mit ihrem sozialistischen sozialökonomischen Charakter stehen, der durch das gesellschaftliche Eigentum bedingt ist. Das ist ein realer Widerspruch der Periode, die wir jetzt durchmachen.«

Aber Tschernenko mochte noch nicht die alte Marxsche Reihenfolge ganz und gar anerkennen. Nach dem bekannten Muster blieb auch er dabei, den Satz des Kommunistischen Manifests in modifizierter Reihenfolge zu lesen. Es soll »das Maß der allseitigen Entwicklung eines jeden durch das Maß der allseitigen Entwicklung aller bestimmt« werden. Auch er las also, mit Stephan Hermlin zu reden, den Satz von hinten.

Auf der Gorkistraße gibt es kein Computergeschäft und im großen Moskauer Pionierpalast nicht annähernd soviel Computertest- und -spielgeräte wie bei Horten. Dieser Weg wird es nicht sein, den realen Widerspruch zu lösen. Der Sozialismus sucht eigene Formen, Umwege zu gehen, Fehler, Irrtümer produktiv zu machen. »Wir müssen lernen, daß der Fehler kein Mangel ist, sondern ein Anzeichen von Bewegung, also revolutionäre Erfahrung« (M. Wekwerth, Kultur und Gesellschaft 11/84). Der Sozialismus ist sein eigenes Experiment und zur Zeit dabei, den Individualismus, der in der historisch üblichen Reihenfolge, als bürgerliche Freiheit, nicht in Erscheinung trat — glücklicherweise hat Lenin die Zeit nicht abgewartet — aus dem Kollektiv zu entwickeln. »Hierzu gehören... jene großen, obwohl bisher experimentellen Charakter tragenden Maßnahmen, die dazu berufen sind, zwei untrennbar miteinander verbundene Grundsätze — die größere Selbständigkeit und die größere Verantwortung — auf allen Ebenen der Wirtschafts- und Produktionstätigkeit fest zu verankern.« Die »tiefgreifenden Umgestaltungen in der Wirtschaft und im gesamten System der gesellschaftlichen Beziehungen« (Gorbatschow) ereignen sich nicht allein

»unter den Bedingungen des ökonomischen Experiments«, sie sind es. Der Sozialismus ist es.

Der »entwickelte Sozialismus«, an dessen »Anfang« die Sowjetunion steht, genauer, sich bewegt, das heißtt, die extensive Produktion durch ihre Intensivierung zu ersetzen. Was drängt uns dazu? fragte Tschernenko. »Die an sich richtige, aber doch unzureichende, der politökonomischen Tiefe beraubte Antwort besteht darin, daß sich in letzter Zeit die Begrenztheit der Material- und Arbeitskräfteressourcen, die in die Produktion einzbezogen werden, immer mehr bemerkbar macht.« Das ist unzureichend, schon allein darum, weil »bei vielen Arten von Ressourcen es doch bei uns nach wie vor keinen Mangel gibt«. Das ist aber auch »unzulässig, weil die eigenen Erfolge der sowjetischen Wirtschaft ihrer extensiven Entwicklung Grenzen setzen. Die Notwendigkeit der Intensivierung ist nicht nur nicht einmal so sehr durch einen Mangel der Ressourcen diktiert, sondern vor allem dadurch, daß unsere Volkswirtschaft bereits ein solches Produktionsvolumen gewährleistet, bei dem die Produktion nicht so sehr erweitert, als vielmehr erneuert werden muß, um sich vorwärts zu bewegen.«

Die Quantität verlangt Qualität, wenn der Sozialismus mehr sein soll als die Befriedigung seiner selbst; und wenn er nicht mehr ist, ist er nichts. »Wir lassen uns im allgemeinen und müssen uns immer wieder von dem Gedanken leiten lassen, daß wir unseren wichtigsten Einfluß auf die internationale Entwicklung, auf den Lauf der Weltgeschichte durch unsere wirtschaftlichen Erfolge ausüben. Mit einem Wort ist für uns der Wirtschaftsaufbau 'die Hauptpolitik' (Lenin).«

Alle Zitate Tschernenkos und Gorbatschows sind dem Buch, Auf das Niveau der Anforderungen des Entwickelten Sozialismus, K.U. Tschernenko, M.S. Gorbatschow, Dem 27. Parteitag entgegen, Frankfurt a.M. 1985, Verlag Marxistische Blätter, entnommen.

»Ach Mütterchen«, antwortete Iwan Ignatjitsch, »Gott ist gnädig, Soldaten haben wir genug, Pulver auch, die Kanone habe ich gereinigt. Wir werden den Pugatschow schon zurückschlagen. Gott verläßt uns nicht, das Schwein frißt uns nicht.«

Alexander Puschkin, *Die Hauptmannstochter*

»Sieghafte Hoffnungslosigkeit«

Thomas Mann und die Versprechungen des 8. Mai 1945

Auswahl und Zwischentexte: Dieter Kramer

Kapitulation Deutschlands erklärt. Die unbedingte Übergabe unter Anrufung der Generosität der Sieger unterzeichnet... Ist dies nun der Tag, korrespondierend mit jenem vor zwölf Jahren, als ich diese Serie täglicher Aufzeichnungen begann, — ein Tag der Erfüllung und des Triumphes? Es ist nicht gerade Hochstimmung, was ich empfinde. Mit Deutschland wird dies und das — aber nichts *in Deutschland* geschehen. Die Gehässigkeiten einer gewissen Landsmannschaft hier, eben dieser Überzeugung wegen, tragen das ihre bei, die Freude niederzuhalten. Genugtuung liegt im physischen Überleben. Nach dem Falle Frankreichs vor fünf Jahren ließ Goebbels meinen Tod melden. Er konnte es sich nicht anders denken. Und hätte ich Hitlers Falschsieg ernst, hätte ich ihn mir zu Herzen genommen, so wäre mir in Wahrheit nichts anderes übriggeblieben, als einzugehen. Überleben hieß: siegen. Ich hatte gekämpft und den Lästerern der Menschheit Hohn und Fluch geboten, indem ich lebte: also ist es, auch persönlich, ein Sieg. Vollkommene Klarheit darüber, wem dieser Sieg zu danken. Es ist Roosevelt.

Das schreibt Thomas Mann am 7. Mai 1945, einen Tag vor dem Inkrafttreten der deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945, in sein Tagebuch.

Noch nie zuvor wurde in der Bundesrepublik Deutschland so intensiv darüber diskutiert, was dieser 8. Mai für uns bedeutet. Sieht man von der Zeit des Korea-Krieges ab, so waren auch kaum jemals zuvor Krieg und Frieden wieder so zum Problem geworden wie heute.

Lesen wir nach bei einem Zeitgenossen wie Thomas Mann — vielleicht kann er uns helfen, die Bedeutung dieses 8. Mai zu verstehen.

Schwer, qualvoll ist der Weg, den Deutschland bis zum 8. Mai 1945 gehen muß — auch für den Bürger Thomas Mann, der mit 58 Jahren in seinem mit Ruhm und Ehre bereits überhäuften Leben 1933 alles andere als das Schicksal der Emigration, des Ausgestoßenseins erwartete.

Mit der zunächst unfreiwilligen Emigration von 1933 beginnt sein »Leiden an Deutschland«, mannigfach kommentiert in den Tagebüchern und Briefen. Einen ersten Höhepunkt erreicht es in dem »Bonner Brief«, den er dem Dekan der Universität Bonn anlässlich der offiziellen Anerkennung seiner Ehrendoktorwürde übermittelt. Es ist eine Abrechnung mit den Nazis und eine Warnung vor ihnen:

Wohin haben sie, in noch nicht vier Jahren, Deutschland gebracht? Ruiniert, seelisch und physisch ausgesogen von einer Kriegsaufbrüstung, mit der es die ganze Welt bedroht, die ganze Welt aufhält und an der Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe ungeheuerer und dringender Aufgaben *des Friedens*, hindert; geliebt von niemandem, mit Angst und kalter Abneigung betrachtet von allen, steht es am Rande der wirtschaftlichen Katastrophe, und erschrocken strecken sich die Hände seiner 'Feinde' nach ihm aus, um ein so wichtiges Glied der zukünftigen Völkergemeinschaft vom Abgrunde zurückzureißen, ihm zu helfen, wenn anders es nur zur Vernunft kommen und sich in die wirklichen Notwendigkeiten der Weltstunde finden will,

statt sich irgendeine falschheilige Sagennot zu erträumen. Ja, die Bedrohten und Aufgehaltenen müssen ihm schließlich noch helfen, damit es nicht den Erdteil mit sich reiße und gar in den Krieg ausbreche, auf den es, als auf die ultima ratio, immer noch die Augen gerichtet hält. Die reifen und gebildeten Staaten — wobei ich unter 'Bildung' die Bekanntschaft mit der grundlegenden Tatsache verstehe, daß *der Krieg nicht mehr erlaubt ist* — behandeln dies große, gefährdete und alles gefährdende Land oder vielmehr die unmöglichen Führer, denen es in die Hände gefallen, wie Ärzte den Kranken: mit größter Nachsicht und Vorsicht, mit unerschöpflicher, wenn auch nicht gerade ehrenvoller Geduld; jene aber glauben, 'Politik', Macht- und Hegemonie-Politik gegen sie treiben zu sollen. Das ist ein ungleiches Spiel.

In diesem Brief ist Thomas Mann noch voller Hoffnungen bezüglich des Wunsches der übrigen Mächte, den Nazis in den Arm zu fallen. Oder war es eine Beschwörung, dies doch endlich zu tun?

Zwei Jahre später sind diese Hoffnungen fast ganz zerronnen. Ende November 1938, schon in der neuen Heimat USA, urteilt er in seiner großen Rede »Vom kommenden Sieg der Demokratie« (und gibt damit weit verbreiteten Vorstellungen seiner Epoche Ausdruck):

... in der faschistischen Diktatur ist alles 'Pseudo', vor allem auch der Sozialismus, wie das Verhalten des Kulturrendners zum Volke zeigt. Es ist ein Sozialismus der Menschenverachtung, dazu Kulturterror des Kleinbürgers und alles in allem eine Art von Banzen-Bolschewismus, der unstreitig für die Gesittung eine viel scheußlichere Gefahr bedeutet als die soziale Doktrin, deren Drohung so große Teile des besitzenden Bürgertums der faschistischen Diktatur in die Arme treibt oder ihm doch Sympathie mit ihr einflößt. Sie halten diese für einen rettenden Schutzwall gegen den eigentlichen, den russischen, proletarisch gefärbten Bolschewismus und gegen den Sozialismus überhaupt, und die Diktaturen geben sich denn auch für solch einen Schutzwall aus, sie spielen die Retter der europäischen Zivilisation vor dem Bolschewismus, zu welchem, wie sie behaupten, die Demokratie schon die Vorstufe ist. Man kann sagen: sie leben von dieser künstlich geährten Angst: sie vor allem hat ihnen zum Siege im Inneren verholfen, und sie vertrauen, daß die anti-bolschewistische Ideologie, unermüdlich propagiert, ihnen auch zum äußeren, zum Welt sieg verhelfen werde.

Tagebücher und Reden dieser Jahre lassen uns so das Krisenszenario der Epoche lebendig werden. Die Katastrophen-Tage des Spätsommers 1939 treffen ihn in Schweden. Sein Tagebuch liest sich so:

Saltsjöbaden, Donnerstag den 31. VIII. 39

... Unruhe K.'s wegen Bibi in London, das evakuiert wird. Teleph. Verbindung stellte sich als unterbrochen heraus. Londoner Abendsendung. Die Spannung kommt aufs Äußerste. Kriegs-Comité in Deutschland mit Goering an der Spitze, kompetent für Verfügungen, die nicht die Unterschrift Hitlers brauchen. Nicht ersichtlich, wie man dem Krieg noch ausweichen will. Der Russenpakt übrigens ratifiziert. Einberufungen auch dort. Voll-Mobilisation überall. Ist man entschlossen, den Menschen nicht mehr herauszulassen und dem unerträglichen Zustand um jeden Preis ein Ende zu machen?

An seinen Sohn Golo, der ihn um ein Grußwort für die Zeitschrift »Maß und Wert« gebeten hatte, schreibt Thomas Mann am 26.9.1939:

Ich schreibe das alles nur hin, um Dir und mir anzudeuten, wie schwer es ist,

heute zu den Deutschen und selbst zu den Anderen zu sprechen. Meine amerikanischen Interviews sind ein optimistischer Notbehelf; die größeren lectures, in denen ich ausführlicher werde Rede stehen müssen, werde ich gottlob erst später im Winter zu halten haben — die Schweigefrist ist mir teuer, denn man schweigt jetzt am liebsten und sucht die Dinge bei sich selbst zu verarbeiten. Es ist wohl keine Schande, gestehen zu müssen, daß mich die Aufgabe schreckt, der Zeitschrift durch ein neues Vorwort gewissermaßen ihre Haltung in diesem Kriege vorzuschreiben, der sich mit so verwirrten und Mißtrauen erregenden Fronten, zu einem so ungewissen, vielleicht klaglich nahen, vielleicht schauerlich fernen Ende abspielt. Es ist schwer, die deutsch-russische Verständigung von der russischen Seite her zu beurteilen; von Hitler her gesehen, hat sich seine schmutzige Gabe, die Welt zu verwirren und durch Verwirrung zu entkräften, aufs widerlichste bewährt. Die Wirkung auf die deutsche Arbeiterschaft, die nun verbotenen französischen Kommunisten mag man sich nicht vorstellen.

... So könnte ich Tage lang weiterschreiben, aber was solls.

Jedoch, die Zeiten ändern sich radikal — lesen wir seine Tagebucheintragung vom 21. Juni 1941:

Abendliche Sensation: Kriegserklärung Hitlers an Rußland. Tolle, in ihren Folgen inkalkulable, im Wesentlichen aber doch wohl erfreuliche Wendung. Niemand kann sehen, in welchem Grade und auf wie lange die Russen den Deutschen zu schaffen machen werden. Der neue Geniestreich bedeutet wohl neue Verwirrung, aber auch das Aufhören der 1939 bewirkten Ende des kommunistischen Pazifismus. Die Friedensforderungen vorm Weißen Hause verstummt. Wahrscheinlich die Strikes beendet. — Aber Rußland wird geschlagen werden — ich habe daran nie gezweifelt, wenn ich auch nicht geglaubt habe, daß Rußland so früh an die Reihe kommen werde. An seine revolutionären Kräfte ist schwer zu glauben. Vielleicht ist Zeit für die Angelsachsen gewonnen. Vielleicht gefährdet sich das Regime gerade durch den Sieg, u.es gibt einen Verständigungsfrieden mit einem halbwegs re-civilisierten Deutschland?

Pacif. Palisades, Sonntag den 22.VI.41

Vormittags den Aufsatz gefördert. Mittags mit Moni zu dritt auf der Promenade. Radio-Rede Churchills über den deutsch-russischen Krieg: Durchkreuzung etwaiger Hoffnungen Hitlers auf Vorteile, die er aus der Wieder-Aufnahme der antibolschewistischen Parole ziehen könnte.

Es folgen, nachdem die Furcht, Rußland werde schnell besiegt, verflogen ist, nahezu euphorische Reaktionen. So gibt es nach der mit Spannung verfolgten Schlacht um Stalingrad ein Glückwunscheschreiben von Thomas Mann an die Rote Armee vom 5.2.1943:

Das russische Heer vollbringt heute Leistungen wahrhaft epischer, gewaltiger Art, Leistungen im Dienst der Menschheit und ihrer Freiheit, Verteidigungstaten, die unvergessen sein werden in aller Geschichte. Es bietet einem Feinde die Spitze, der nach vieljähriger, gründlicher Vorbereitung und nach brutaler Vergewaltigung fast aller europäischen Länder schließlich auch Rußland überfiel und dadurch ein weiteres ungeheueres Verbrechen zu seinen anderen fügte. Denn er unterbrach, indem er Rußland zu furchtbaren kriegerischer Anstrengung zwang, eine kulturelle und soziale Entwicklung, die zu den größten nationalen Aufschwüngen gehört, die die Geschichte kennt. Der menschenfeindliche Unterjochungswille der deutschen

Gewaltmenschen muß und wird scheitern: wer je daran gezweifelt hat, den müssen die historischen Vorgänge der letzten Monate in Rußland davon überzeugen, die nicht weniger bedeuten, als den Zusammenbruch der furchtbarsten Kriegs- und Eroberungs-Maschine aller Zeiten. Im Rate der Völker aber, die berufen sein werden, nach dem Siege die Grundlagen einer neuen Welt zu legen, gebührt ohne jede Frage Rußland ein erster Platz.

Doch auch jetzt ist die Lage alles andere als widerspruchsfrei. Das neue Bündnis, nach dem Kriegseintritt der USA in einer neuen Qualität, weckt anderswo Mißtrauen, scheint bedeutenden Kräften in Thomas Manns neuer Heimat, den USA, gefährlich zu sein: »Lieber Hitler als Roosevelt«, sagen sie.

Es ist die Furcht der Demokratie vor sich selbst, die Hitler nicht nur den Weg bereitet hat, sondern ihm auch im Krieg noch sein Werk erleichtert:

Die Welt-Demokratie, die 1918 im Besitz unumschränkter Macht war, hat es an allem fehlen lassen, was dem Unglück, in dem wir heute leben, hätte vorbeugen können. Die Befriedung der Welt durch Reformen und Genugtuungen für das menschliche Gerechtigkeitsbedürfnis, die es heute erwagt, hätte sie schon damals verwirklichen können und hätte damit dem Aufkommen der Diktatoren und der ganzen dynamisch-explosiven Haß-Philosophie des Faschismus vorgebeugt. Aber der Faschismus, von dem der Nationalsozialismus eine eigentümliche Abwandlung ist, ist keine deutsche Spezialität, sondern eine Zeitkrankheit, die überall zu Hause und von der kein Land frei ist. Und nie hätten die Gewalt- und Schwindelregierungen in Italien und Deutschland sich auch nur vier Wochen halten können, wenn nicht eine schmähliche Sympathie ihnen von überall her aus den wirtschaftlich herrschenden und darum die Regierungen bestimmenden Schichten der demokratischen Länder entgegengekommen wäre.

Ich würde gewiß das marxistische Examen nicht bestehen, aber obgleich ich weiß, daß der Faschismus seine geistige Seite hat und daß man ihn als eine rückschlägige Bewegung gegen die rationalistische Humanität des neunzehnten Jahrhunderts verstehen muß, kann ich nicht umhin, ihn zugleich als eine politisch-wirtschaftlich-reaktionäre Bewegung zu sehen, eine Gegenrevolution pur sang, als den Versuch altes Alten, sozial und ökonomisch Rückwärtsgewandten, die Völker und ihre Glücksansprüche niederzuhalten und jeden sozialen Fortschritt zu verhindern, indem man ihm den Schreckensnamen des 'Bolschewismus' anheftet. In den Augen des konservativen Kapitalismus des Westens war der Faschismus schlechthin das Bollwerk gegen den Bolschewismus und gegen alles, was man mit diesem Namen treffen wollte — besonders mit den 'purges' vom Juni 1934, durch die, was sozialistisch war im Nationalsozialismus, ausgetilgt und die alte Machtkombination von Junkertum, Armee und Industrie gerettet worden war.

Thomas Mann sah, wie prekär, wie gefährdet dieses antifaschistische Bündnis war, wenn es nicht gelang, seine Grundlagen auch im Inneren der Bündnispartner-Staaten zu festigen. Das Bündnis setzt eine Veränderung des Selbstverständnisses der Partner voraus. So wie es auf der Seite der Kommunisten die Einsicht voraussetzt, daß Kriege kein Mittel zur Verbreitung der Revolution sind, so setzt es bei den Amerikanern die Einsicht voraus, daß — nach außen — die Existenz kommunistischer Staaten und — im Inneren — die Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit anzuerkennen sind. Keiner der Verbündeten durfte erwarten, daß sie sich als Großmächte zur Vernichtung Hitlers verbünden, aus dem Krieg aber unverändert hervorgehen und danach einfach wie vor dem Krieg wieder weitermachen können. »Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß« — das konnte nicht Prinzip dieses Bündnisses, dieses Krieges sein.

Gewachsen ist auf diesem Boden der historischen Situation Thomas Manns Vorstellung von der »sozialen Demokratie«, die so nicht nur eine innen-, sondern auch eine außenpolitische Seite hat.

1944 lautet eine berühmt gewordene Passage aus der Rede »Schicksal und Aufgabe«:

Sie sehen, daß ich in einem Sozialismus, in dem die Idee der Gleichheit die der Freiheit vollkommen überwiegt, nicht das menschliche Ideal erblicke, und ich glaube, ich bin vor dem Verdacht geschützt, ein Vorkämpfer des Kommunismus zu sein. Trotzdem kann ich nicht umhin, in dem Schrecken der bürgerlichen Welt vor dem Wort Kommunismus, diesem Schrecken, von dem der Faschismus so lange gelebt hat, etwas Abergläubisches und Kindisches zu sehen, die Grundtorheit unserer Epoche. Dieses Wort gleicht tatsächlich einem Schreckgespenst für Kinder. Der Kommunismus ist der Gottseibeins der Bourgeoisie, genau so wie es um das Jahr 1880 bei uns in Deutschland die Sozialdemokratie war. Das war damals, unter Bismarck, der Inbegriff aller sansculottischen Zerstörung und Auflösung, des chaotischen Umsturzes. Ich höre noch unseren Schuldirektor, als einige böse Buben unter uns Tische und Bänke mit dem Messer zerschnitten hatten, uns anfahren: »Ihr habt Euch benommen wie die Sozialdemokraten!« Heute würde er sagen: Wie die Kommunisten!, denn der Sozialdemokrat, das ist unterdessen ein kreuzbraver Mann geworden, vor dem niemand sich fürchtet.

Die Weltgeschichte mündet inzwischen in das Strafgericht über Deutschland. Mit der moralischen Legitimation dieser Vision einer besseren Ordnung begleitet Thomas Mann seit Oktober 1940 den Krieg mit seinen über den Londoner Rundfunk gesendeten Ansprachen:

28. März 1944

Deutsche Hörer!

In den freien Ländern ist der totale Krieg, sind die Bombardements deutscher Städte aus der Luft und der Jammer, den sie für die Zivilbevölkerung mit sich bringen, ein Problem des öffentlichen Gewissens. Weder in England noch in Amerika fehlt es an Stimmen, die diese grausame Art der Kriegsführung laut und ungescheut — auch vollständig ungehindert — verurteilen und es bitter beklagen, daß man damit auf das ruchlose Niveau des Feindes herabsteige und die Humanität entwürdige, die man zu verteidigen vorgebe. Diese Proteste sind höchst ehrenwert, und das Gefühl, aus dem sie kommen, ist keinem gesitteten Menschen fremd. Was sich in Köln, Hamburg, Berlin und anderwärts abgespielt hat, ist grauerregend, und es hilft wenig, sich zu sagen, daß man der äußersten Brutalität eben nur mit äußerster Brutalität begegnen kann; daß hier Nemesis waltet und es sich kaum um ein *Tun*, vielmehr um ein rächendes *Geschehen* handelt. Gewiß, das Kulturgezeter der Nazis ist verächtlich, ihre Propaganda gegen die 'Lufthunnen' totgeboren, moralisch ohnmächtig. Aber es handelt sich um das Gewissen der Freiheit, um die Tragik, daß sie tun muß, was ihr fremd und unnatürlich ist, was sie nach dem eigenen moralischen Gesetz nicht tun dürfte und dennoch durch die Proklamierung der Gewalt auf Erden zu tun gezwungen ist. Das Dilemma ist schwer, beunruhigend und belastend.

Mit Serenus Zeitblom, dem Chronisten aus dem Roman »Doktor Faustus«, hat Thomas Mann eine Gestalt des deutschen Zauderers erfunden, der, schwankend zwischen Faszination und Entsetzen, den Untergang seines Landes kommentiert:

Ja, Monsignore Hinterpförtner hat recht: wir sind verloren. Will sagen: der Krieg ist verloren, aber das bedeutet mehr als einen verlorenen Feldzug, es

bedeutet tatsächlich, daß wir verloren sind, verloren unsere Sache und Seele, unser Glaube und unsere Geschichte. Es ist aus mit Deutschland, wird aus mit ihm sein, ein unnennbarer Zusammenbruch, ökonomisch, politisch, moralisch und geistig, kurz allumfassend, zeichnet sich ab, — ich will es nicht gewünscht haben, was droht, denn es ist die Verzweiflung, ist der Wahnsinn. Ich will es nicht gewünscht haben, weil viel zu tief mein Mitleid, mein jammervolles Erbarmen ist mit diesem unseligen Volk, und wenn ich an seine Erhebung und blinde Inbrunst, den Aufstand, den Aufbruch, Ausbruch und Umbruch, den vermeintlich reinigenden Neubeginn, die völkische Wiedergeburt von vor zehn Jahren denke — diesen scheinbar heiligen Taumel, in den sich freilich, zum warnenden Zeichen seiner Falschheit, viel wüste Roheit, viel Schlagetot-Gemeinheit, viel schmutzige Lust am Schänden, Quälen, Erniedrigen mischte, und der, jedem Wissenden unverkennbar, den Krieg, diesen ganzen Krieg schon in sich trug —, so krampft sich mir das Herz zusammen vor der ungeheueren Investition an Glauben, Begeisterung, historischem Hochaffekt, die damals getätigt wurde und nun in einem Bankerott ohnegleichen verpuffen soll.

»Klarheit darüber, wem dieser Sieg zu danken. Es ist Roosevelt.« Dieser Hinweis in der Tagebuchnotiz vom 7. Mai 1945 erinnert uns daran, daß jenes Amerika des 2. Weltkrieges ein besonderes Amerika war.

Die Hoffnungen, die an die Politik der USA der Ära Roosevelts gebunden waren — soziale Demokratie im Inneren, Ost-West-Ausgleich in der internationalen Politik, sie bestanden bis in die 50er Jahre. Sie schienen als Basis für einen Frieden in gegenseitiger Sicherheitspartnerschaft dienen zu können. Aber bald nach dem mit Erschütterung kommentierten unzeitigen Tod von Franklin D. Roosevelt sind die Versprechungen des Sieges gefährdet:

Mächtige Interessen waren am Werk, das Werk Roosevelts gründlich zu demolieren, die Reue darüber, daß man mit Rußland Deutschland geschlagen und nicht lieber Rußland mit Deutschland, zur Wut anzufachen, die Regressionsbewegung weiterzutreiben — wie weit? Bis zum Faschismus? Bis zum Krieg? — Auch dieses alles, in seinen Einzelsymptomen täglich verfolgt, nahm die Gedanken in Anspruch und gehörte, wie die Ereignisse der vergangenen Jahre, zum Hintergrund des Romans eines Romans.

Nach dem Zeugnis der autobiographischen Skizzen in »Die Entstehung des Doktor Faustus« konstatiert Thomas Mann noch vor Ende des Krieges voller Skepsis:

Die seit dem Rheinübergang und der Forcierung der Oder sich überstürzenden Ereignisse in Deutschland wirkten schwer zerstreuend, ohne zu erheben. »Sieghafte Hoffnungslosigkeit« ist ein Ausdruck des Tagebuchs, den ich als Unglauben in die Fähigkeit der Sieger deute, nach dem Kriege den Frieden zu gewinnen. Ein Gespräch mit zwei Schweizern, die mich besuchten, einem Konsul und einem Journalisten, drehte sich um nichts als den amerikanisch-russischen Gegensatz und um den bevorstehenden Wiederaufbau Deutschlands. »Der Sieg wird ärger verspielt werden als das vorige Mal.« Unter Freunden war geradezu von dem »heute schon so gut wie gewissen Vernichtungskrieg der Zukunft« die Rede.

Das beeinträchtigt auch die Chancen dessen, was in und mit Deutschland geschehen kann. 1944, in der Rede »Schicksal und Aufgabe«, hatte er rasonniert:

.... uns Emigranten kommt es nicht zu, nach allem, was geschehen ist, den Siegern Ratschläge zu geben, wie sie Deutschland zu behandeln haben.

Daß durch ihre Beschlüsse die Zukunft nicht allzu schwer belastet werde, ist die Hoffnung des liberalen Amerika. Nicht Deutschland oder das deut-

sche Volk sollen vernichtet oder sterilisiert werden. Was zerstört werden muß, ist die unglückselige Machtkombination, das weltbedrohende Bündnis von Junkertum, Generalität und Schwerindustrie. Man soll das deutsche Volk nicht etwa daran hindern, sondern ihm behilflich sein, die Herrschaft dieser Schicht ein für allemal zu brechen, die längst überfällige Agrarreform durchzuführen, kurz, die echte, aufrichtige und reinigende Revolution ins Werk zu setzen, die allein Deutschland, in den Augen der Welt, der Geschichte und in den eigenen Augen rehabilitieren und ihm den Weg in die Zukunft öffnen kann, in die neue Welt der Einheit und Zusammenarbeit, der zu dienen der deutsche Geist durch seine höhere Tradition durchaus vorbereitet ist.

Schon die zitierte Bemerkung vom 7. Mai 1945 meldet hier Zweifel an, wenn sie formuliert: »Mit Deutschland wird dies und das — aber nichts *in* Deutschland geschehen.« 1949, bei seiner ersten Reise durch Nachkriegsdeutschland, bestätigt sich dieser Pessimismus.

Übel angekreidet wurde ihm in diesem Jahr 1949 der Besuch in Weimar — dort und in Frankfurt am Main, bewußt in beiden Teilen Deutschlands, hielt er seine Rede zum Goethejahr. Und der Brief an den schwedischen Journalisten Paul Olberg, in dem er diesen Schritt erklärt, wird erneut Gegenstand der Polemik. Es heißt dort:

Ich bin auch gegangen in der leisen Hoffnung, daß mein Besuch jenen bedrängten besseren Elementen in Deutschland vielleicht eine kleine Hilfe, wenn auch nur eine seelische, moralische, bedeuten könnte. Fast hatte es den Anschein, als ob es so wäre.

Nach Weimar bin ich gegangen, weil ich die »tiefe Kluft«, die, wie Sie sagen, durch Deutschland läuft, beklage und der Meinung bin, daß man sie nicht vertiefen, sondern womöglich, sei es auch nur festlich-augenblicklicher Weise, überbrücken soll. Die Leute dort haben mir Dank gewußt dafür, daß ich sie nicht vergaß, sie nicht als verlorene Kinder Deutschlands behandelte, die man wie Pestkranke meiden muß, sondern daß ich auch zu ihnen kam und zu ihnen sprach, wie zu Auch-noch-Deutschen.

... Die Tatsache allein, daß ich mir vorbehalte, einen Unterschied zu machen zwischen dem Verhältnis des Kommunismus zum Menschheitsgedanken — und der absoluten Niedertracht des Faschismus; daß ich mich weigere, an der Hysterie der Kommunistenverfolgung und der Kriegshetze teilzunehmen und dem Frieden zugunsten rede in einer Welt, deren Zukunft ohne kommunistische Züge ja längst nicht mehr vorzustellen ist, — dies allein genügt offenbar, mir in der Sphäre jener Sozialreligion ein gewisses Vertrauen einzutragen, um das ich nicht geworben habe, das aber als ein schlechtes Zeichen für meine geistige und moralische Gesundheit zu empfinden mir nicht gelingen will.

Bissig kommentiert Thomas Mann in diesen Jahren die Innenpolitik in Deutschland. 1951 schreibt er an seine Gönnerin Agnes E. Meyer:

Was für eine Dreistigkeit von diesem Adenauer, zu behaupten, nur um der Löhne und der Arbeitszeit willen dürfe man in Strike treten! Es handelt sich darum, die Ruhr-Barone nicht wieder zur entscheidenden politischen Macht werden zu lassen; denn buchstäblich haben diese Raffer und unverbesserlichen Gewaltmenschen Deutschland in zwei ruinöse Kriege gestürzt. Wohl dem Lande, wo die Arbeiter *nicht* nur an Löhne denken, sondern politisches »Mitbestimmungsrecht« erstreben und erzwingen!

Ein Brief an Heinz-Winfried Sabais thematisiert 1948 die neuerlichen Ängste: Die Demokratie will nicht wissen, daß sie nur in der Gestalt des Sozialismus

überhaupt noch moralische Existenz hat. Eher, daß sie es zugibt, wirft sie sich dem Fascismus in die Arme, der das eigentliche Hinter die Schule Laufen, gedopete Pflichtvergessenheit ist, und zündet die Welt an. Es ist sehr höflich von Ihnen, daß Sie in der Parole vom »Jahrhundert des kleinen Mannes«, der nur ein »verlorenes Häuflein« folgt, das Bekenntnis der westlichen Welt sehen. Die andere vom »American Century«, viel Gottesdummheit beinhaltend, ist ungleich populärer, und wenn es »uns« nicht gelingt, der Welt den Sozialismus abzukaufen, so bleibt eben nur die A-Bombe. Wieviel fehlt, daß wir hier leben — ungefähr wie um 1930 in Deutschland? —

Die Furcht vor der tödlichen Verbindung von konservativer antikommunistischer Politik und den Atom- und Wasserstoffbomben ist Anlaß für tiefsten Pessimismus.

Am erschütterndsten und eindrucksvollsten äußert er diese Ängste und Hoffnungen in dem Vortrag »Meine Zeit« von 1950 — ein Vortrag, der ihm wieder sehr viel Ärger brachte, den er aber auch als eine Art Vermächtnis betrachtet. Führt, so meint er dort, der gegenwärtige chronische Konfliktzustand nicht unversehens zum wirklichen Kriege, dem aussichtslosesten und verzweifeltesten Abenteuer, in das die Menschheit sich je gestürzt hat, einem Abenteuer, zu dem niemand das Zeichen gäbe, ohne moralisch des Todes zu sein, so hält dieser chronische Konflikt doch auf jeden Fall die Völker nieder, hält sie gebunden in Haß und Furcht, zwingt sie, ihre besten Kräfte im Dienst von Haß und Furcht zu vergeuden, hält alles auf, alles zurück, hindert jeden Fortschritt, bringt die Menschen intellektuell herunter, lähmt in großen Nationen das Rechtsgefühl, beraubt sie des Verstandes und macht sie durch Narreteien, zu denen Verfolgungswahn und Verfolgungssucht sie verleiten, voreinander lächerlich.

Aus der Tiefe der Menschenbrust löst sich heute der Schrei: »Friede, um Gottes willen Friede!« Amerika und Rußland, diese beiden gutmütigen Riesen, — anfällig beide, das ist wahr, der eine für kopflose Hysterie, der andere für Ausbrüche sarmatischer Wildheit, — muß notwendig einer den anderen erschlagen, wie Fafner den Fasolt, damit der eine allein auf dem Hort der Welt liege und schlafe? Es wird nichts da sein, worauf er seinen Drachenbauch legen kann; die Hydrogenbombe, statt der Keule verwendet, läßt nichts übrig, keinen hütenswerten Schatz, auch nicht die Demokratie.

Wanja und Sam oder Jim wollen einander nicht an die Kehle, weil ihre Landesverfassungen divergieren. Die Grundprinzipien der Demokratie divergieren: Freiheit und Gleichheit. Sie widersprechen einander und können nie zu idealer Vereinigung gelangen, denn Gleichheit trägt in sich die Tyrannie und Freiheit die anarchische Auflösung. Die Aufgabe der Menschheit ist heute, ein neues Gleichgewicht zwischen ihnen zu finden, sie eine neue Verbindung eingehen zu lassen, in der sich freilich nicht die Tatsache wird verleugnen können, daß Gerechtigkeit die herrschende Idee der Epoche, ihre Verwirklichung, soweit sie in Menschenkräften steht, eine Angelegenheit des Weltgewissens geworden ist. Die bürgerliche Revolution muß sich ins Ökonomische fortentwickeln, die liberale Demokratie zur sozialen werden. Jeder weiß das im Grunde, und wenn Goethe gegen das Ende seines Lebens erklärte, jeder vernünftige Mensch sei doch ein gemäßigter Liberaler, so heißt das Wort heute: Jeder vernünftige Mensch ist ein gemäßigter Sozialist. Nun weiß ich wohl, daß gerade der »gemäßigte«, der humanistisch ge-

zügelte, der liberale Sozialismus, also die Sozialdemokratie, den totalitären Kommunismus am allerbittersten haßt. Das ist in Amerika nicht anders, als es in Deutschland war. Und doch glaube ich, daß schon die Bereitwilligkeit in unserem Lager, einzuräumen, daß eine soziale Reform der Freiheit fällig und geboten ist, schon die Abkehr von dem Aberglauben, man müsse überall in der Welt den Sozialismus niederhalten und lieber sich mit dem Faschismus verbünden, als zuzulassen, daß irgendwo free enterprise Schaden nehme, — ich glaube, daß schon dies eine solche Veränderung der Atmosphäre mit sich bringen würde, daß dem russisch-amerikanischen Gegensatz viel, ja Entscheidendes von seiner Schärfe genommen wäre.

So können wir — und damit schließen wir diese Zusammenstellung von Texten — 1953, knappe zwei Jahre vor seinem Tode, eine Äußerung finden, deren Aktualität uns heute im Zeitalter von Pershing II und Cruise Missile höchst betroffen macht. In einer Antwort auf eine Umfrage der französischen Zeitschrift »Comprendre« beschwert sich Thomas Mann über die Gesinnungsschnüffelei der McCarthy-Ära im Nachkriegs-Amerika, wo im Gefolge des entbrennenden Kalten Krieges Antikommunismus die schlimmsten Blüten trieb (eine Situation, die ihn schließlich auch bewog, seinen Wohnsitz wieder in der Schweiz aufzuschlagen). Gleichzeitig betont er jedoch die Leistungen und die Bedeutung, die die USA unter Roosevelt für ihn und die Welt hatten, um dann fortzufahren:

Nein, ich liebe das europäische Naserümpfen nicht über die transatlantische 'Primitivität'.

Auf der anderen Seite mißfällt mir und beschämmt mich eine schwächliche und selbstvergessene Verfallenheit Europas an Amerika, die sich mit jenem Dünkel ebenso sonderbar und widerspruchsvoll verträgt, wie drüben ein immer wieder zu beobachtender tiefer Respekt vor der älteren historischen Würde und Geprägtheit unseres Kontinents mit der Neigung, Europa als ökonomische Kolonie, militärische Basis, Glacis im zukünftigen Atom-Kreuzzug gegen Rußland zu behandeln, als ein zwar antiquarisch interessantes und bereisenswertes Stück Erde, um dessen vollständigen Ruin man sich aber den Teufel scheren wird, wenn es den Kampf um die Weltherrschaft gilt.

Zitiert wird aus (in der Reihenfolge der Textstellen): Die Entstehung des Doktor Faustus. Frankfurt/M. 1984 (S. 82, S. 148); Briefe, hrsg. von Erika Mann, Bd. I-III Frankfurt/M. 1961/1979 (S. 1380 - 1382); Essays, Bd. 2: Politik (hrsg. von Hermann Kurzke) Frankfurt/M. 1977; Tagebücher 1937-1939 (hrsg. von Peter de Mendelssohn), Frankfurt/M. 1980, dies., 1940-1943 (1982); Doktor Faustus, Frankfurt/M. 1971 (S. 175); Über mich selbst, Autobiographische Schriften, Frankfurt/M. 1983 (Meine Zeit, S. 5-27); Werke, Bd. XII (Reden und Aufsätze 4). (Comprendre, S. 976).

Hinter dem Rücken der Avantgarde

»Technischer Fortschritt, der zu sozialem Rückschritt führt, ist nur gegen die Gewerkschaften möglich, aber — und hier liegt das Problem — er ist möglich.« Ernst Breit, *Gewerkschaftliche Monatshefte 1/85*. Die nicht ganz junge Diskussion in den Gewerkschaften, wie strukturelle Veränderungen unter den Lohnabhängigen, Massenarbeitslosigkeit, neue Technik und Ökologie zu verarbeiten sind, hat die oberste Etage erreicht.

In den ersten beiden Ausgaben der Gewerkschaftlichen Monatshefte äußern sich Ernst Breit, Dieter Wunder, Hermann Rappe, Kurt von Haaren und Günter Döding über die Zukunft ihrer Organisationen bzw. die Kritik, die sie nicht mehr überhören können. Aber nur Dieter Wunder, *Gewerkschaftliche Monatshefte 2/85* — möglich, daß die GEW es leichter hat, weil sie der Realität der Betriebe ferner steht — nimmt Kritik an und ernst und hat ein paar Vorschläge zu machen.

In vier Punkten faßt er die Mängel zusammen. 1. Allzulange haben die Gewerkschaften »den Eindruck erweckt, die sozialliberale Koalition in ihrer Spätphase wider bessere Überzeugungen geschont zu haben. Sie wurden gleichsam Teilhaber des Scheiterns der Sozialdemokratie bei der Bewältigung der Wirtschaftskrise, so sehr, daß die konservative Regierung es sich leisten kann, die Gewerkschaften immer wieder vor den Kopf zu stoßen«. 2. »Die Gewerkschaften hinken — bei richtigen Zielvorstellungen — hinter der Entwicklung (der neuen Technologien) her. Nicht einmal den Weg zu Modellvorstellungen haben sie bisher beschritten.« 3. »Organisationspolitisch haben die Gewerkschaften ... weder im mittelständischen Bereich, noch in den modernen Berufen, vor allem unter Angestellten, bisher eine beherrschende Stel-

lung gewinnen können.« 4. »Der Zielkonflikt zwischen ökologischen und ökonomischen Interessen wurde negiert. Inzwischen ist das Problembewußtsein geschrägt, aber im politischen Handeln mangelt es an Glaubwürdigkeit: Buschhaus hat geschadet.«

In keinem dieser Defizite sieht Wunder »grundsätzliche Positionen« gefährdet und schlägt darum 'taktische' Korrekturen vor. »Arbeitskämpfe mit gesellschaftspolitischen Zielen« müssen von Bewegungen »außerhalb der Mitgliedschaft« gestützt werden. Die gewerkschaftliche Arbeit muß politischer werden. Er fordert eine eigene Präsenz in den Medien. »Muß es so bleiben, daß unsere Presse mehr als Amtsblatt denn als interessante Lektüre für Mitglieder verstanden wird?« Und schließlich scheint ihm »nicht die ängstliche Abschirmung kontroverser Diskussionen, sondern ihr offener Austrag, die Förderung der gewerkschaftlichen Vielfalt, der Weg zu sein, der Gewerkschaften bei vielen Mitbürgern, vor allem auch bei jüngeren, attraktiver machen kann.«

Wunders Kollegen aus den mächtigen Organisationen mögen davon aber nicht zu viel wissen. »Nach meiner Auffassung stehen wir nicht in einer Krise — weder in einer Organisations- noch in einer Legitimationskrise«, Kurt von Haaren. Für den Vorsitzenden der Deutschen Postgewerkschaft sind — und darin hat er einerseits recht — »die Gewerkschaften weder für die Massenarbeitslosigkeit noch für die Umwelterstörung verantwortlich. Und sie sind es auch nicht, die über die Aufstellung bzw. Nichtaufstellung von Raketen zu entscheiden haben. Es hieße, Ursachen und Verantwortlichkeiten total zu verkennen, wenn man gerade die Gewerkschaften zum Sündenbock für derartige Probleme stempeln würde. ... für die

Politik sind zuallererst die demokratisch legitimierten Verfassungsorgane zuständig, und in den Betrieben ist die ökonomische Herrschaft der Unternehmer und Arbeitgeber ungebrochen.« Also, und darum hat er andererseits unrecht, »müssen wir auf die Bedingungsfaktoren unserer Arbeit sowie auf die Grenzen unserer Möglichkeiten hinweisen. Durch eine derartige Aufklärungsarbeit können wir zugleich ein realistisches Erfolgskriterium für unsere Arbeit vermitteln.«

Ganz ähnlich denkt Günter Döding, der für die organisationspolitischen Schwierigkeiten, die durch strukturelle Änderungen provoziert sind, als Lösung empfiehlt: »Die Gewerkschaften der Zukunft werden mehr denn je eine heterogen zusammengesetzte Interessengemeinschaft innerhalb unserer pluralistischen Gesellschaft sein.« Das ist mit Sicherheit keine bornierte vereinzelte Erwartung, sondern Appeasement-Politik, die dem Pragmatismus der Angestellten, um die die Gewerkschaften sich in Zukunft mehr kümmern wollen, entgegenkommt.

Aber es gibt unter Gewerkschaftern auch Skepsis, daß solche Anpassungen Erfolg haben können. Lorenz Schwegler von der HBV setzt dem entgegen, daß »nur 'politische Gewerkschaften' betriebliche Meinungsführer der Zukunft gewinnen und Organisationsprobleme lösen« können, *Mitbestimmung* »Weil Erfahrungen über die Möglichkeit konflikthafter Interessenwahrnehmung fehlen und weil aufgrund der konkret ausgeübten Tätigkeit häufig die Bereitschaft zu Unterordnung von Arbeitnehmerinteressen unter wirkliche oder vermeintliche Bedingungen für Arbeitsergebnisse und Betriebsabläufe bestehen, steht gewerkschaftliches Engagement für die Betreffenden selbst immer wieder unter dem Zwang zur Legitimation im Sinne einer übergreifenden betrieblichen, unternehmensbezogenen, volks-

wirtschaftlichen Vernunft. Die aktuellen Organisationsprobleme der Gewerkschaften hängen u.a. damit sehr eng zusammen.«

Ernst Breit, der Kritik auch nicht mag und die Zukunft der Gewerkschaften nur »zum kleineren Teil« von ihrem Verhalten abhängig machen will — ein Lukácsianer ist er nicht, aber offenbar sieht er die Geschichte recht objektiv —, Breit gesteht mindestens ein, daß »die Gewerkschaften vor der Schwierigkeit stehen, erst die Mittel erringen zu müssen, die es den Arbeitnehmern erlauben würden, gleichberechtigt auf so folgenreiche ökonomische und damit auch gesamtgesellschaftliche Veränderungsprozesse Einfluß zu nehmen.« Etwas mehr Politik dürfte es also doch sein.

Diese über Jahrzehnte vergessene, unproblematisch scheinende Wahrheit, auf die Breit gestoßen ist, hat für die Gewerkschaftsbewegung noch ein weiteres neues Problem bereit. Die mit ihrer Hilfe erkämpfte Freizeit ließen sie unbesetzt, wodurch sie aber nicht frei an sich, sondern nur frei vom kulturellen Anspruch der Arbeiterbewegung wurde. Dem von Arbeit freien Kopf wendet das Kapital sich mit desto mehr Aufmerksamkeit und Erfolg zu. Mit einem »Pläoyer für ein neues kulturelles Selbstverständnis der Gewerkschaften« macht Oskar Negt, *Gewerkschaftliche Monatshefte* 1/85, aufmerksam, wie Erfolge im Betrieb sich verkehren können, wenn es bei der Enthaltsamkeit bleibt. »Eine Situation scheint mit gar nicht unreal zu sein, in der sie die Kämpfe um die Arbeitszeitverkürzung und um die Sicherung der sozialen Rechte im Interesse der Arbeitnehmer gewinnen, aber die Arbeitnehmer selbst verlieren.« 'Gegen-Produktion' wünscht er sich, statt öffentlich-rechtlicher Medienpolitik, und er erinnert an eine Tradition, der nicht nur die Gewerkschaften, sie keinesfalls zuerst, sich versagt haben, Willi Münzenberg. Aber wer kennt den schon.

T.N.

Heinrich W. Ahlemeyer, Dr.phil., geb. 1945; Soziologe; Mitglied des »Arbeitskreises Münsteraner Wissenschaftler für Frieden und Abrüstung« und der »Friedensinitiative Münster«. Johannes M. Becker, geb. 1952; Politikwissenschaftler; Buch- und Zeitschriftenveröffentlichungen. Peter Brokmeier-Lohfing, Dr.phil., geb. 1935; Prof. für Politikwissenschaft; Aufsätze und Beiträge zur Geschichte der politischen Philosophie, Sozialismustheorie. Rob Burns, Dr.phil., geb. 1949; Germanistik-Dozent an der Universität Warwick; Arbeiterkulturbewegung in der Weimarer Republik, Ullstein, 1982. Georg Fülbörn, Dr., geb. 1939; Prof. für Politikwissenschaft; zuletzt: Leitfadendurch die Geschichte der Bundesrepublik, 1983; Konzeption und Praxis sozialdemokratischer Gemeindepolitik 1918-1933, 1984. Urs Jaeger, Prof.Dr., geb. 1931; Brandeis, 1978; Grundrisse, Roman, 1981; Versuch über den Verrat, 1984. Dieter Kramer, Dr.phil., geb. 1940; u.a.: Freizeit und Reproduktion der Arbeitskraft, Köln, 1975; Der sanfte Tourismus, Wien, 1983; Beiträge zur materialistischen Kulturtheorie (zus. mit W.D. Hund), Köln, 1977. Arnhelm Neusüss, Dr., geb. 1937; Prof. für Politikwissenschaft; u.a.: Utopie — Begriff und Phänomen des Utopischen (Hrsg. u. Einleitung), 1968; Marxismus - Ein Grundriß der großen Methode, 1981; Aufsätze. Mustafa Önal, geb. 1950; Textilingenieur, Deutschlehrer. Michael Otto, Dr.rer.nat., geb. 1938; Prof. für Grundlagen der Didaktik der Mathematik; u.a.: Mathematiker über Mathematik (Hrsg.), 1974; Mathematik, die uns angeht, 1980 (gem. mit anderen Autoren); Wissen als 'society of minds', Einleitungssatz zur deutschen Übersetzung von S. Papert; Mindstorms, Kinder, Computer und neues Lernen, 1982. Arne Raeithel, Dr.phil., geb. 1943; Psychologe und Softwareschreiber; Psychologie der Wahrnehmung (mit F. Seeger und M. Stadler) 1975; Tätigkeit, Arbeit und Praxis, 1983. Roman Ritter, geb. 1943; Verlagslektor. Michael Schneider, Dr., geb. 1943; Schriftsteller und Publizist; zuletzt: Das Spiegelkabinett, Novelle, 1980; Den Kopf verkehrt aufgesetzt oder Die melancholische Linke, Essays, 1981; Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom, Essays, Aphorismen und Polemiken, 1984. Rafael de la Vega, Dr.phil., geb. 1930; Jurist, Literaturwissenschaftler; u.a.: Austromarxismus (mit H.J. Sandkuhler) 1970; Marxismus und Ethik, 1970; Ideologie als Utopie — Der hegelianische Radikalismus der marxistischen 'Linken', 1977.

**»Ein Roman
völlig außerhalb
der neueren
Konventionen,
ein Roman
gegen
den Zeitgeist.
In meinen Augen : ein
außerordentlicher
Roman.«**

Heinrich Vormweg

PETER WEISS
DIE
ÄSTHETIK
DES
WIDERSTANDS

Sonderausgabe
960 Seiten. Gebunden

DM 39,80

In allen Buchhandlungen

Suhrkamp

CompactDisc?

Das sind bierdeckelgroße, lackierte leichten Plastikscheiben. Ein Computer (!) hat eine Musikaufnahme 55.000mal je Sekunde vermessen, in digitale Zeichen umgewandelt, und diese werden in einem Elektrolyse-Verfahren auf die Unterseite besagter Plastikscheibe aufgebracht, unter klinisch reinen Bedingungen lackiert und dann per Siebdruck auf der Oberseite mit den notwendigen diskographischen Angaben versehen. Abgespielt werden solche CDs mittels eines CD-Spielers, in dem ein Laserstrahl die Unterseite berührungslos "ablliest" und die digitalen Zeichen in Musik zurückverwandelt. Ohne Nadelkratzen, Rauschen, Rumpeln und all die anderen vertrauten Nebengeräusche, die bisher etwa den Anfang des 2. Satzes von Beethovens D-dur-Violinenkonzert op. 61 so standhaft wie disharmonisch begleiteten. Kurz: die CD repräsentiert den zurzeit technisch höchsten Standard bei der Wiedergabe von konservierter Musik – so wie das gestern der Nadelplattenspieler war und vorgestern die "Edison-Walze". Und wie es morgen ein Chip sein wird, viertelfingernagelgroß, auf dem der komplette "Ring des Nibelungen" gespeichert ist. Oder die neueste Hannes Wader oder Peter Maffay, oder beide.

Hier die allerneuesten CD-Importe bei IMS: Yves Montand "d'hier et d'aujourd'hui" / Los Chalchikis "Sortilège de la guitare et de la flûte indiennes" / Georges Brassens "La mauvaise réputation" / Jacques Brel "Quand on a que l'amour" Sowie neue Importe von herkömmlichen LP: Duke Ellington "Piano solos" (1964) / Tri Yann "Dix ans dix filles" / Cuarteto Cedrón "chante Bertolt Brecht" Die und weitere über 8.000 Titel ständig lieferbar durch:



In den Kolkwiesen 44-48

3012 Langenhagen 1

Telefon (05 11) 73 06 / 532

Zum 100. Geburtstag von Georg Lukács

100 Jahre nach seiner Geburt (am 13.4.1885), 14 Jahre nach seinem Tod, ist die Person von Georg Lukács fast unerkennbar hinter seinem Werk zurückgetreten, eins mit diesem geworden.

Die hier vorgelegte Auswahl von Texten will den zahlreichen Analysen des Werks keine weitere hinzufügen – sie ist für diejenigen bestimmt, die eine erste Annäherung und Begegnung wünschen.

Person und Werk werden mit ausgewählten Texten in vier großen Kreisen vorgestellt: die Biographie; die literaturtheoretische und -soziologische Position; die politische Theorie und die praktische Position; die Summe in den großen Werken von *Geschichte und Klassenbewußtsein* bis zu *Ontologie des gesellschaftlichen Seins*. Die Einleitung und die kommentierten Erläuterungen des Herausgebers verbinden die Texte zu einer Gesamtübersicht, die weiteres Ein dringen anregt und ermöglicht.



Revolutionäres Denken – Georg Lukács Eine Einführung in Leben und Werk

Herausgegeben
von
Frank Benseler

Luchterhand

Revolutionäres Denken – Georg Lukács
Eine Einführung in Leben und Werk
Herausgegeben von Frank Benseler
Broschiert. DM 34,-

Luchterhand

FORUM Wissenschaft

Heft 2/85 erscheint im Mai
zum Schwerpunkt

HOCHSCHULE UND WISSENSCHAFT IM FASCHISMUS

Themen u. a.:

Medizin im Faschismus
(H. Mausbach)

Soziologie nach 33
(E. Stöting)

Gab es eine faschistische
Politikwissenschaft?
(J. Weyer)

Staatstheorie und
Faschismus – das Beispiel
Hans Freyers
(W. Hund)

Kriegseinsatz der
Geisteswissenschaften
(K. Schönwälde)

Autonomie und Anpassung –
Das Selbstverständnis von
Naturwissenschaftlern im
Nationalsozialismus
(G. Freise)

Selbstgleichschaltung
der Hochschulen
(B. W. Reimann)

Universitäten im Faschismus
(W. Abendroth)

Beispiele lokaler
Entwicklungen – die
Uni Göttingen nach 1933
(H. J. Dahms)

Intelligenz – Exil – BRD
(M. Neumann)

Ernst Bloch zum
100. Geburtstag
(H. H. Holz)

Forum Wissenschaft kann
abonniert werden über BdWi,
Postfach 543, 3550 Marburg.
Jahresabonnement 20.- DM
Studentenabo nur 10.- DM

Spendenauftrag zur Unterstützung des Fotolabors ROMAN KARMEN der FMLN El Salvador

Seit nunmehr vier Jahren führen in El Salvador die Regierung, die Todeschwadronen und die Armee mit Hilfe der USA einen Krieg gegen das eigene Volk. Über 30.000 Leben kostete dieses Verbrechen bereits. Aber der Widerstand des salvadorianischen Volkes ist ungebrochen, ja er wächst sogar von Tag zu Tag. Nicht zuletzt durch die Unterstützung, durch die internationale Solidarität, konnte es dem Volk und seinem Vertreter, der FMLN/FDR, gelingen, den Herrschenden bedeutende ökonomische und militärische Niederlagen zu bereiten. Politischen Erfolg verzeichnete die Befreiungsbewegung erst kürzlich, als es endlich zu ersten Dialog-Gesprächen über eine friedliche Lösung des Konfliktes kam.

Im Kampf um die eigene Befreiung muß sich das Volk El Salvadors vieler Formen bedienen. Eine davon, für die Analyse der Situation und die Verbreitung von Informationen an das Volk selbst und an die Weltöffentlichkeit wohl die wichtigste, ist die Propagandaarbeit. Neben SISTEMA RADIO VENCEREMOS und SALPRES schaffte sich die Befreiungsbewegung eine weitere Presseagentur: NOTISAL (Noticias de El Salvador), die ihren Sitz in Managua/Nicaragua hat. Die Hauptaufgabe dieser Agentur ist die Herausgabe der Zeitschrift TREINTIDOS (32). Die erste Ausgabe erschien im Juni

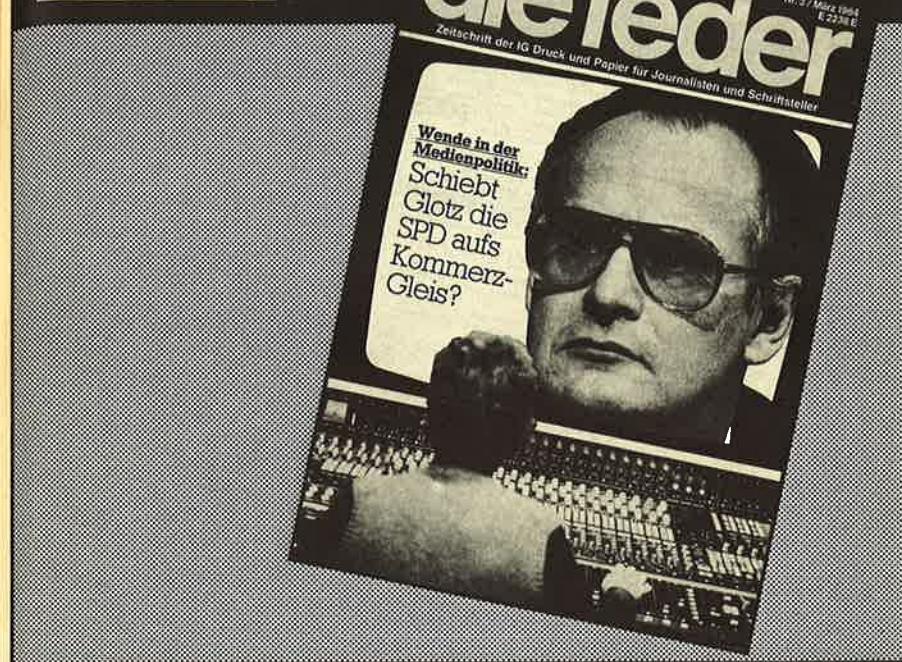
1983, seither folgten mehr als zwanzig Nummern. Ziel dieser Publikation ist die Anklage der Verbrechen des Duarte-Regimes, die Analyse, die aktuelle Berichterstattung und Interviews. Eine Zeitschrift, die den Krieg und das Leben in El Salvador aus der Sicht der Unterdrückten dokumentieren will, braucht Fotos.

Deswegen hat das Fotolabor ROMAN KARMEN — benannt nach dem berühmten sowjetischen Kameramann und Filmdokumentaristen — auch eine große Bedeutung. Die jetzigen Bedingungen, unter denen die Fotos hergestellt werden, sind vom Technischen her mehr als armselig. Es fehlt an allem. Die Fotopapiere und Entwicklungsbäder müssen von draußen geholt werden; Chemikalien und Papiere verderben oft wegen der ständigen Luftfeuchtigkeit und Wärme. Nachschub zu bekommen, stellt sich als besonders schwierig heraus, da alles für teure Devisen im Ausland eingekauft werden muß.

Wir rufen Euch deswegen zur materiellen Unterstützung für das Fotolabor ROMAN KARMEN auf. Eure Hilfe beschleunigt den Sieg des salvadorianischen Volkes. Benötigt wird vor allem Geld, aber auch: Fotoapparate, Fotomaterialien und Fotopapiere, Wannen oder größere Schalen, ein Vergrößerungsgerät, eine Trockenpresse.

Unsere Kontonummer lautet:
Deutsche Bank, Bonn, (BLZ 380 700 59)
Konto-Nr. 0627786 01 (R. Ribera)
Bei Sachspenden erbitten wir vorherige Absprache
mit Prof. M. Vosz, Fürstenplatz 6, 4000 Düsseldorf 1,
Telefon: 0211/38 37 15.

*Wer sich über
Medienpolitik informieren
will . . . ,*



An: IG Druck und Papier, HA V, Postfach 12 82, 7000 Stuttgart 1

- Hiermit abonneiere ich _____ Exemplar(e) Ihrer Zeitschrift „die feder“ ab _____ zum Bezugspreis von 48,-DM im Jahr einschließlich Versandkosten.
- Zunächst möchte ich Ihre Zeitschrift „die feder“ kennenlernen. Bitte senden Sie mir unverbindlich ein Probeheft.

Name

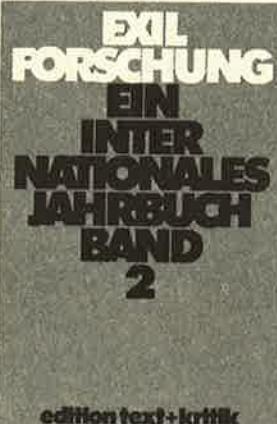
Unterschrift

Anspricht

... der liest „die feder“
– die Zeitschrift der
IG Druck und Papier
für Journalisten und
Schriftsteller und für
alle, die wissen
wollen, welche Mei-
nungen und Stand-
punkte die Gewerk-
schaften vertreten.

edition
text + kritik

Verlag edition text + kritik GmbH
Levelingstr. 6a, 8000 München 80



Exilforschung
Ein internationales Jahrbuch

Herausgegeben von
Thomas Koebner, Wulf Köpke
und Joachim Radkau

Die Beschäftigung der historischen und kulturwissenschaftlichen Disziplinen mit den Verhältnissen des Exils, des Widerstands gegen Hitler-Deutschland, der inneren Emigration hat sich im vergangenen Jahrzehnt wesentlich verstärkt und vertieft. Das Jahrbuch Exilforschung stellt in Abhandlungen und Studien, Dokumentationen und Rezensionen einen Spiegel der aktuellen Forschungen, Funde und Kontroversen dar. Das Jahrbuch schlägt zudem eine Brücke zwischen akademischer Diskussion und den Fragen eines politisch-historisch interessierten, breiteren Publikums.

Band 1/1983
Stalin und die Intellektuellen
und andere Themen
391 Seiten, DM 34,--
ISBN 3-88377-142-2

Band 2/1984
Erinnerungen ans Exil –
kritische Lektüre der
Autobiographien nach 1933
und andere Themen
415 Seiten, DM 36,--
ISBN 3-88377-178-3

Aus dem Inhalt:
Helmut Koopmann
Die Wiederentdeckung des Ich in der Literatur der dreißiger Jahre
Erich Kleinschmidt
Zur Ästhetik des Autobiographischen in der deutschen Exilliteratur
Richard Critchfield
Einige Überlegungen zur Problematik der Exilautobiographik
Joachim Radkau
Hallgartens Odyssee und Kuczynskis Prädestination
Thomas Lange
Der Emigrant Ernst Erich Noth
Eberhard Lämmert
Lion Feuchtwanger und das kalifornische Exil
Reinhard M. G. Nickisch
Kreativitätsschwund als Folge der Exilierung
Hélène Roussel
Die emigrierten deutschen Künstler in Frankreich und der Freie Künstlerbund
Ernst Loewy
Die Rundfunkarbeit deutscher Autoren im Exil 1933-1945
Willi Jasper
Ideenpolitische Aspekte der Exildiskussion 1933-1945
Paul Michael Lützeler
The City of Man (1940)
Guntram Vogt
Robert Musils ambivalentes Verhältnis zur Demokratie
Michael Neumann
Bemerkungen zum Einfluß von Remigranten auf die Entwicklung der westdeutschen Nachkriegssoziologie
René Geoffroy
Ernst Glaeser und der »Schweizer Schutzenengel«
Albrecht Betz
Zu einigen unveröffentlichten Briefen von Heinrich Mann und Franz Werfel an Louis Gillet
Marc A. Weiner
Der Briefwechsel zwischen Hans Pfitzner und Felix Wolfes

Sarah Kirsch – »Der Droste jüngere Schwester«

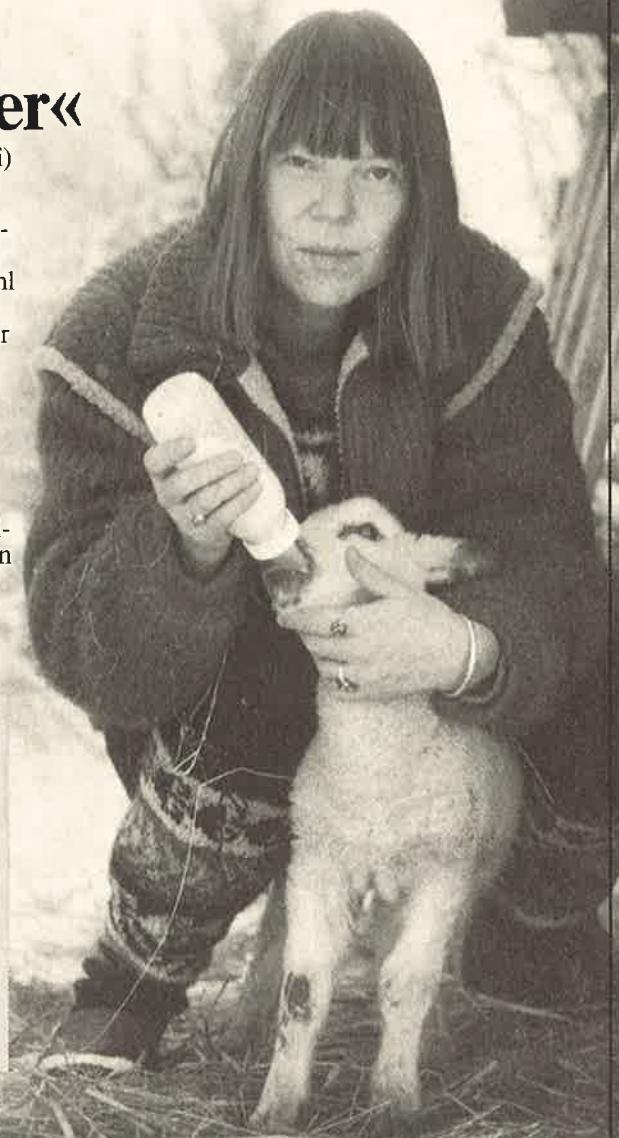
(Marcel Reich-Ranicki)

Zu ihrem 50. Geburtstag am 16. April 1985 erscheint eine Auswahl alter und neuer, bislang unveröffentlichter Gedichte:

Landwege
Ein Auswahl
1980 bis 1985
Mit einem Nachwort
von Günter Kunert
176 Seiten mit 15 faksimilierten Autoskripten
Gebunden
mit Schutzumschlag
DM 26,-
ISBN 3 421 06239 0

Sarah Kirsch Landwege

DVA
Deutsche Verlags-Anstalt



F 7020 E
017007772/00485/00003
HERRN
WOLFGANG ALBERS
PFALZBURGER STR. 72 A

1000 BERLIN 15

5/85
Mai

Uwe Koch

Das Nationalgefühl der Nachgeborenen

Jutta Brückner

Kostüm der Nacktheit

Peter Maiwald

Ellenbogenfreiheit der Kunst

Frank Benseler

Georg Lukács, Über Demokratisierung

Sigurd von Ingersleben

Die normative Kraft des Hypothetischen

Rafael de la Vega

Lenins Begriff der Zwei Kulturen und Gramscis Kulturbegriff

WRL

Gegen eine technikkritische Wende im Marxismus

Annegret Jürgens-Kirchhoff / Martin Jürgens

Brechts heutige Schwester

Versuch über Pina Bausch

Jawaharlal Nehru

aus Briefen an Indira

Analyse des deutschen Faschismus

außerdem Texte von: Michael Ben, Roque Dalton,
Georg Füllerth, Agnes Hüfner, Thomas Neumann u. a.